

ZUR SACHE BW

EINE FRAGE DER EHRE

Wer sie braucht und warum sie schwer zu fassen ist

Füchse und Burschen
Was Ehre schlagenden
Verbindungen bedeutet

Telearbeit
Von zu Hause führen:
längst normal?

Mit Kreuz und Engel
Frömmigkeit im
Auslandseinsatz



04 **Wir träumen von einer besseren Welt**

Friedrich II. über das, was man landläufig Ehre nennt

06 **Editorial**

SCHWERPUNKT EINE FRAGE DER EHRE

08 **Ehrenmänner – Ehrenfrauen?**

Über die Ehre der Frauen bestimmten zu Kaisers Zeiten die Männer. Einige Frauen empfanden das schon damals als seltsam
Von Ute Frevert

12 **Treue und Stolz als lebensgefährliche Eigenschaften**

Eine Begriffsklärung zu Ehre, Status und Würde und eine ethische Einordnung
Von Klaas Huizing

18 **Scham und Schande**

Ehrerbietung ist eine tragende Säule der japanischen Gesellschaft
Ein Interview mit Viktoria Eschbach-Szabo

21 **„Was man zusagt, hält man“**

Ein Hamburger Verein will in Zeiten von Wirtschaftsskandalen das Ansehen von Geschäftsleuten verbessern
Von Friederike Lübke

23 **Die Zeit der Duelle ist vorbei**

Früher und heute: Was der Begriff der Ehre schlagenden Studentenverbindungen bedeutet
Von Peter-Philipp Schmitt

28 **Von der Ehre eines Christenmenschen**

In der Tradition steht Gott allein die Ehre zu. Seine Geschöpfe bekommen ihren Anteil
Von Arnulf von Scheliha

32 **„Man geht aufrechter in Uniform“**

Junge Offiziere sind sich einig: Ehre hat nichts mit Äußerlichkeiten zu tun – eigentlich
Von Walter Linkmann

36 **Dissen für die Ehre**

Im Hip-Hop beleidigen sich Sprachakrobaten ironisch bis derbe
Von Eileen Simonow



Das Titelbild und seine Geschichte

Schon in der griechischen Mythologie galt der immergrüne Lorbeerkrantz als Insignie der Reinigung – nicht nur der gesundheitlichen, sondern auch der moralischen. Später, als er zum Symbol für Sieg und Patriotismus umgedeutet wurde, fand er sich häufig in der Hand der römischen Göttin Victoria – oder, wie auf unserem Titelbild, der griechischen Nike. Die Zinkfigur des Bildhauers Max von Widmann breitet ihre Flügel über dem Maximilianeum in München aus. In jeder Hand hält sie einen Lorbeerkrantz – für die besten Studenten des Landes.

INHALT



SICHERHEITSPOLITIK

- 40 **Wenn die Welt schweigt**
Zu Weihnachten 2006 endete der Bundeswehreininsatz im Kongo. Was seitdem geschah
Von Niklas Peuckmann
- 42 **Kalter Krieg auf Millionen Displays**
Propagandaschlachten, Fake News und Hacktivistinnen an der Cyberfront
Von Bernhard Irrgang
- 45 **Auf dem Weg zu einer gemeinsamen strategischen Kultur**
Wie steht es um den Aufbau einer Europäischen Sicherheits- und Verteidigungsunion – und was bedeutet das für die Bundeswehr?
Von Armin Staigis

FRIEDENSETHIK

- 50 **Menetekel der Selbstvernichtung**
Die Kirchen auf dem Weg zu einem gemeinsamen Nein zur nuklearen Abschreckung
Von Heinz-Günther Stobbe
- 55 **Kirche als Wächterin des Friedens**
Eine Schriftenreihe aus Heidelberg beleuchtet den Stand der Diskussion
Von Angelika Dörfler-Dierken
- 56 **Revolution der Besonnenen**
Wie Skrupel, Ordnungsliebe und Bereitschaft zum Gewaltverzicht der Diktatur den Weg bahnten
Von Klaus Beckmann

GLAUBENSFRAGEN

- 64 **„Dann geht es mir besser“**
Im Auslandseinsatz folgt das Leben anderen Wegen. Das hat Auswirkungen auf die persönliche Frömmigkeit
Von Michael Rohde
- 68 **Kirche unter den Soldaten**
Die Nikolaus-Kapelle in der Marineschule Flensburg-Mürwik
Von Ernst Raunig
- 69 **Impressum**
- 70 **Querdenker**
Romeo und Julia in Berlin

INNERE FÜHRUNG

- 58 **Führen von zu Hause**
Telearbeit hatte einen zweifelhaften Ruf. Mancher Skeptiker von einst ist mittlerweile selbst davon angetan
Von Felix Ehring
- 61 **Armee ohne Pathos und Fetisch**
Das „Jahrbuch Innere Führung 2017“ ist ein Wegweiser für unsichere Zeiten
Von Roger Töpelmann
- 62 **Der kluge Soldat**
Uwe Hartmann liefert die fällige Neubegründung des Leitbilds vom „Staatsbürger in Uniform“
Von Klaus Naumann



**„Was man in der Welt Ehre nennt, ist
sicherlich Vorurteil; aber es hat sich ein-
gebürgert, und in der Regel beurteilt man
die Handlungen der Menschen danach.“**



Friedrich II. am 20. August 1765 in einem Brief an den Philosophen
und Mathematiker Jean-Baptiste le Rond d'Alembert



Touristen an einem Mittelmeerstrand der französischen Gemeinde Bormes-les-Mimosas geben sich unbeeindruckt von den **Waldbränden**, die im Juli 2017 in der Region wüten. 10.000 Menschen müssen ihre Häuser verlassen, später werden viele am Strand übernachten

Sehr geehrte Leserinnen, sehr geehrte Leser,

es ist uns eine Ehre, dass Sie zur sache bw die Ehre erweisen ... Es ließe sich weitertexten. Genug Formeln und manche Floskeln gibt es, die von Ehre reden, Ehre behaupten, Ehre weitergeben. Aber wir wollen mehr (ganz ehrlich). Was ist das, das so tief im Reden und Denken steckt, sich aber entzieht, sobald einer zugreift? Die Rechtsgelehrten streiten, ob Ehrverletzungen noch ein Problem darstellen sollen. Eine vage Idee darf es gerne geben, aber bitte nicht justiziabel! In der Welt der Tatsachen hat sie nichts verloren. Und in der Bundeswehr? Vielleicht ist die längst zerfallen in zu viele Einzelwelten, die sich ohnehin nicht auf gemeinsame Perspektiven einigen können. Ein kundiger Beobachter erklärte es im Februar Studierenden der Bundeswehruniversität: Die soziale Praxis von Soldaten, Politikern oder Ministerialen sei zweifellos unterschiedlich und deshalb verblüffe es gar nicht, dass auch die jeweiligen Ideen von Ehre oder Tradition inkompatibel seien. Wenn das so ist, hilft kein Ehr-Erlass.

Seit diesem Jahr hat das Magazin „Psychologie Heute“ eine neue Chefin. Das lässt auch zur sache bw nicht unberührt, denn es handelt sich um Dorothea Siegle, die seit vielen Jahren in unserer Redaktion mitgearbeitet und das Blatt spätestens seit dem Relaunch 2011 wesentlich geprägt hat. Dafür sind wir dankbar und lassen sie nur ungern, aber trotzdem mit allen guten Wünschen ziehen. Und begrüßen ihren Nachfolger Felix Ehring im Team.



Willkommen zu einer neuen Ausgabe!

Dr. Dirck Ackermann,
Chefredakteur zur sache bw

SCHWER- PUNKT



EINE FRAGE DER EHRE

Russische Kriegsveteranen bei der Moskauer Siegesparade 2011 (o.);
sowjetische Abzeichen und Ehrennadeln auf einem Flohmarkt in Berlin (u.)



EHRENMÄNNER – EHRENFRAUEN?

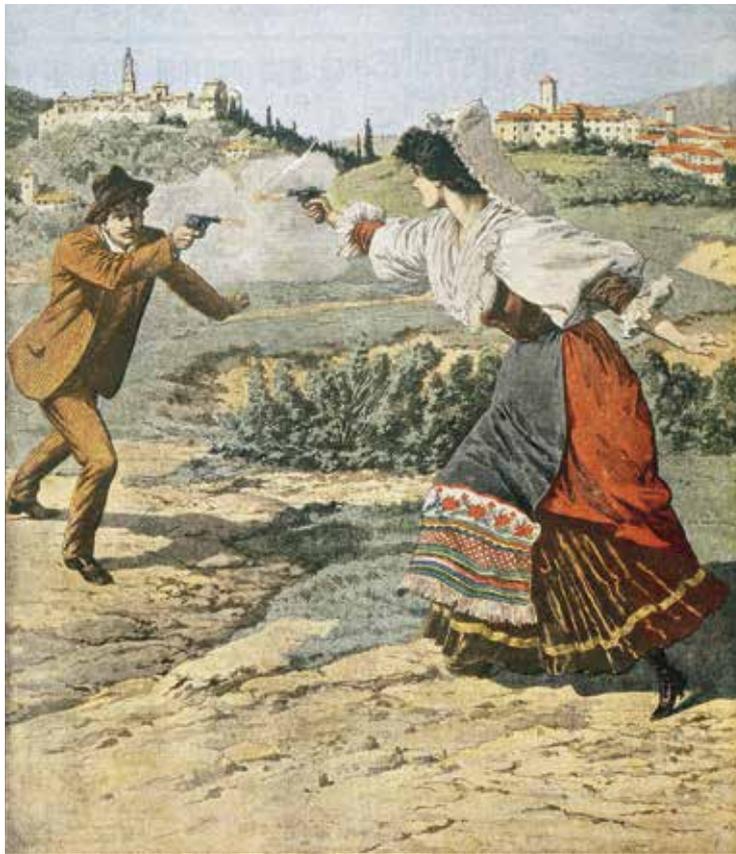


Über die Ehre der Frauen bestimmten zu Kaisers Zeiten die Männer, Duelle galten als probates Mittel. Einige Frauen empfanden das schon damals als seltsam

Von Ute Frevert

Wer heute von Ehrenmännern hört, denkt am ehesten an Mafiabosse. Der Begriff hat einen altertümlichen Klang, ist aus der Mode gekommen. Wenn man ihn überhaupt noch benutzt, dann meist in abwertend ironischer Weise wie eben für die Mitglieder der „ehrenwerten“ Gesellschaft krimineller Geheimbündler. Bei dem Wort Ehrenfrauen fällt einem noch weniger ein.

Vor 100 oder 200 Jahren war das anders. Damals war die europäische Welt voller Männer, die auf Ehre hielten und dies sorgfältig in Szene setzten. Und es gab auch Ehrenfrauen, genauer: Ehrenjungfrauen, die einer Braut zur Seite standen, einen Festzug anführten oder einer hochgestellten Persönlichkeit die Ehre erwiesen. Allerdings bedeutete Ehre hier nicht das Gleiche. Weibliche Ehre unterschied sich auf vielfältige Weise von männlicher Ehre; zugleich standen beide miteinander in enger Verbindung. Verlor eine Frau ihre Ehre, zog das häufig auch die Ehre von Männern in Mitleidenschaft.



Nachhaltiger als ein Rosenkrieg: Pistolenduell zwischen zwei eifersüchtigen Verlobten in Italien, 1910

Yvonne Wilms in ihrem Buch „Ehre, Männlichkeit und Kriminalität“:

„Besonders augenscheinlich tritt ein systemimmanenter Ehrenkodex bei der (italienischen) Mafia hervor. Hier bildet ‚die Ehre‘ ‚das‘ Wertesystem, das die Strukturen der Organisation stützt. Sie ist nicht nur Symbol für Männlichkeit, sie zeigt auch die Zugehörigkeit zu einer Organisation auf, der das Individuum sich unterordnet. Die Identität des ‚Ehrenmannes‘ ist geprägt von Gehorsam, ständiger Verfügbarkeit und unbedingter Loyalität dem Kollektiv gegenüber. Dies impliziert auch die Bereitschaft, diejenigen, die das System bedrohen, ‚auszuschalten.‘“ (Kölner Schriften zur Kriminologie und Kriminalpolitik, Band 14)

Ehre – das war in den europäischen Gesellschaften des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ein bedeutendes, laut und weit nachhallendes Wort. Vor allem Männer fühlten sich davon angesprochen. Doch nicht jeder Mann besaß Ehre; noch aus der Frühen Neuzeit überliefert war die Vorstellung, es gäbe unehrliche, unehrenhafte Berufe, zum Beispiel den des Henkers oder des Abdeckers. Die meisten Handwerke und Handwerker aber legten großen Wert darauf, ihre an den Beruf geknüpfte Ehre hervorzukehren und ein entsprechendes Verhalten einzuüben. Auch Kaufleute und Unternehmer sahen sich als Männer von Ehre, ebenso wie Rechtsanwälte oder Ärzte, die sich eigene Ehrenkodizes und Ehrengerichtshöfe zulegten und Verstöße (etwa bei unlauterem Geschäftsgebaren) scharf ahndeten. Last, but not least gab es so etwas wie bürgerliche Ehrenrechte, die jedem männlichen Staatsbürger zukamen, unabhängig von seinem Beruf. Dazu zählte das Recht, zu wählen und gewählt zu werden oder als Schöffe zu amtieren. Der Staat behielt sich vor, diese Rechte jenen abzuerkennen, die eine schwere Straftat begingen und deshalb ihre Ehre als Staatsbürger, zumindest temporär, einbüßten.

Am penibelsten waren die Vorschriften ehrenwerten Handelns für Offiziere. Das lag an der Spezifik ihres Berufes und an dessen Nähe zu König und Staat. Der spätere Kaiser Wilhelm I. sah im Offiziersstand die „Ehrenhaftigkeit als auf das höchste Stadium getrieben“, denn von ihr hänge die „Sicherheit und Existenz des Staates“ ab. Da die Macht des Staates auf dem Militär ruhe, müsse er diejenigen, die ihr Leben dafür einsetzten und zudem Verantwortung für ihre Mannschaften trugen, mit einer außergewöhnlichen Ehre ausstatten. Den persönlichen Treueeid, den jeder Offizier auf den Monarchen leistete, honorierte jener durch eine bevorzugte Ehre, die von allen Mitgliedern der Gesellschaft zu achten war. Status- und ehrenmäßig war der Offizier, wie es 1860 von höchster Stelle hieß, „der Erste nach dem König“, da er „mit seinem Leben für die ‚Person‘ des Königs“ einstand. Wer den König beleidigte, beleidigte damit auch den Offizier, und umgekehrt. Jeder Uniformträger war deshalb gehalten, genauestens auf seine Ehre zu achten und Kränkungen scharf und schneidend zurückzuweisen.

Zugleich war jeder Offizier verpflichtet, sich der Ehre seines Standes entsprechend zu verhalten.

Damit wurden Offiziere zu Ehrenmännern par excellence, mit besonderen Rechten und Pflichten. Zu den (ungeschriebenen) Rechten gehörte es, dass Zivilisten ihnen auf dem Bürgersteig auszuweichen oder sie zu grüßen hatten. Zugleich war jeder Offizier verpflichtet, sich der Ehre seines Standes entsprechend zu verhalten. Das hieß einerseits, wie Wilhelm I. 1872 erklärte, von allem abzusehen, „was die Ehre eines Kameraden in frevelhafter Weise zu verletzen“ vermochte. Andererseits musste er jederzeit bereit sein, seine eigene Ehre „zu wahren“ – was im Klartext bedeutete, sich bei Bedarf einem Duell zu stellen.

Das Duell als sauberste Lösung

Denn das Duell, der „Zweikampf um die Ehre“, galt als das sinnfälligste Mittel, die eigene Ehre unter Beweis zu stellen. Es bezeugte Mut und Fairness gleichermaßen, betonte die Gleichheit der Kontrahenten und löste, wie viele meinten, einen Ehrkonflikt sauberer und nachhaltiger als alles andere. Allerdings, und das war ein Problem, war es gesetzlich verboten. Der Staat, der das physische Gewaltmonopol für sich beanspruchte, duldet nicht, dass sich Männer

Der Dachdecker Michael Döffinger sagt, was für ihn Handwerkerethik bedeutet:

- ▶ Man möchte schon immer gerne mit den ganzen Sachen, die man auf dem Bau auch macht, zeigen, was kann ich, was mache ich.
- ▶ Also wirklich immer die hundert Prozent abzurufen, die man dem Kunden auch schuldet.
- ▶ Man sollte immer ehrlich sein und nur das anbieten, was man auch wirklich kann. Und dann ist, glaube ich, die Handwerkerethik vor einem selber gewahrt, und entsprechend wird man dann auch nicht falsch angegriffen in der Handwerkerethik.

selber das Recht nahmen, mit Pistole oder Säbel aufeinander loszugehen. Und dennoch fand der gleiche Staat Mittel und Wege, ertrappte Duellanten glimpflich davonkommen zu lassen. Wurden sie tatsächlich vor Gericht gezogen (was fast nur bei Duellen mit tödlichem Ausgang, einer kleinen Minderheit, vorkam), verhängten die Richter minimale Freiheitsstrafen, die vom Monarchen auf dem Gnadenweg noch einmal deutlich verkürzt wurden.

Mit dieser Ambivalenz konnte man sich im Militär bestens aus. „Jeder, der zum Offizier befördert wird“, betonte 1912 der bayerische Kriegsminister, „weiß durch die Erziehung und die Tradition, dass von ihm nicht nur persönlicher Mut auf dem Schlachtfelde verlangt wird, sondern auch unter Umständen die Verteidigung seiner Ehre mit der Waffe, und stillschweigend unterwirft er sich diesen Standesforderungen, die der Pflege höchster Mannestugenden gelten“ – selbst wenn der Gesetzgeber das formell anders sah.

Der Minister war keineswegs der Einzige, der militärische Standespflichten und männliche Tugenden in einem Atemzug nannte. Das Militär firmierte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nicht bloß als staatliches Machtinstrument, sondern als „Schule der Männlichkeit“, und Offiziere verkörperten diese Männlichkeit in vorbildlicher Weise. Unter ihrer Anleitung wandelten sich unreife Wehrpflichtige aus allen sozialen Schichten zu mutigen, standfesten Männern, die auch nach ihrer aktiven Soldatenzeit unbeirrt für König, Vaterland und Familie eintraten.

Der Ruf und die Ehre eines Offiziers duldeten folglich keine Flecken. Wer einen Offizier beleidigte, musste, sofern er der „satisfaktionsfähigen Gesellschaft“ angehörte, mit einer Duellforderung rechnen. Zu diesem exklusiven Kreis zählten einerseits alle Mitglieder des Offizierstandes, andererseits diejenigen Männer, die einem bürgerlichen Beruf nachgingen. Hatten sie studiert, war ihnen die agonale Kultur der Ehre bereits an der Universität eingepflegt worden. Als Angehörige schlagender Verbindungen hatten sie „auf Mensur“ gestanden, also Säbelzweikämpfe gefochten und sich dabei die „höchsten Mannestugenden“ angeeignet. Letztere kamen dann auch im zivilen Leben zur Geltung; so forderte etwa der berühmte Heidelberger Professor Max Weber 1910 einen jüngeren Kollegen zum Duell, der indirekt seine Frau beleidigt hatte. Er beließ es nicht bei verbalen Zurechtweisungen, sondern erklärte sich bereit, die „Ehre seiner Frau“ im Zweikampf zu vertreten.

Ob Frauen überhaupt eine eigene Ehre besaßen, war für Zeitgenossen durchaus fraglich. Über bürgerliche Ehrenrechte verfügten sie jedenfalls nicht ...

Für Marianne Weber, die sich aktiv in der bürgerlichen Frauenbewegung engagierte, war ein solcher Ehrenhandel ein Stein des Anstoßes. Sie zog es vor, ihren Beleidiger direkt anzusprechen und ihn aufzufordern, seine hämischen Bemerkungen zurückzunehmen. Warum ihre Ehre nur durch den Ehemann und sein couragiertes Eingreifen zu retten sei, blieb

ihr unerfindlich. Als selbstbewusste Person störte sie der patriarchalische Gestus, mit dem Männer die Ehre von Frauen unter sich verhandelten. Was Max Weber als „ritterliches“ Verhalten bezeichnet hätte, empfanden Feministinnen als „Herabdrückung der Frau unter das Maß persönlicher Verantwortlichkeit“, wie es die Lehrerin und Feministin Helene Lange 1912 formulierte. Das galt auch für jene Situationen, in denen ein Ehrenmann den Liebhaber seiner Gattin vor die Pistole forderte. Sie waren zwar längst nicht so häufig, wie uns die schöne Literatur – man denke an Fontanes Effi Briest – glauben macht. Aber sie demonstrierten die Machtdifferenz der Geschlechter auf besonders eindringliche Weise: Frauen waren auf die Position passiver Beobachter verwiesen, während Männer den Fall „als Besitzer unter sich erledigen“, wie es Helene Lange ausdrückte.

Ob Frauen überhaupt eine eigene Ehre besaßen, war für Zeitgenossen durchaus fraglich. Über bürgerliche Ehrenrechte verfügten sie jedenfalls nicht, waren sie doch bis 1918 vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen. Ihre gesellschaftliche Ehre leitete sich vom Status des Vaters (bei unverheirateten Frauen) oder Ehemanns ab, eine „selbstständige Ehre“ kam Frauen also weder politisch noch sozial zu. Was sie aber umso entschiedener auszeichnete und worauf sie sorgfältig achtgeben mussten, war ihre weibliche oder Geschlechtsehre. Bestand die männliche Geschlechtsehre darin, Feigheit um jeden Preis zu vermeiden, war die der Frau an ihre sexuelle

„Auch Deutschland hat seine Ehre, es geht hier darum, dass ein ganzes Land in die Nähe von Nazimethoden gerückt wird, und das geht nicht.“

Der damalige Kanzleramtsminister Peter Altmaier äußert sich im März 2017 nach Anschuldigungen und Nazivergleichen der türkischen Regierung.

„Intaktheit“ und „Reinheit“ gebunden. Bei einer ledigen Frau hieß das Jungfräulichkeit, und dafür gab es das sprechende Bild der anfangs erwähnten weiß gekleideten Ehrenjungfrauen. Ihre weißen Kleider bezeugten ihre sexuelle Unberührtheit, die sie symbolisch zur Ehrung anderer in Szene setzten.

Bei verheirateten Frauen lag die Ehre in ihrer sexuellen „Ausschließlichkeit“. Schließen sie mit Männern, die ihnen nicht angetraut waren, stand ihre Ehre bestenfalls in Zweifel, schlimmstenfalls ging sie ihnen ganz verloren. Eine aktive Wiederherstellung war unmöglich. Wenn überhaupt, war dies Sache des gehörnten Gatten, der den Nebenbuhler zum Duell fordern konnte und das, sofern sich beide als „Ehrenmänner“ anerkannten, auch zuweilen tat. Letztlich war es seine eigene Ehre, die durch den Ehebruch in Mitleidenschaft gezogen worden war, denn der Ehebrecher hatte sich, wie es zeitgenössisch hieß, „an einem überaus kostbaren Gute des Ehemannes“ vergriffen und damit dessen „Wehrhaftigkeit“ in Zweifel gezogen. Zweifel aber durfte es im Leben eines Ehrenmannes nicht geben.

Diese Asymmetrie der Geschlechter hat sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts allmählich gemildert, tiefgreifend und flächendeckend allerdings erst seit den 1970er Jahren. Zugleich hat der Ehrbegriff sozial und politisch abgerüstet. Männer wie Frauen achten zwar nach wie vor auf ihr Ansehen, das sie durch beruflichen Erfolg oder ehrenamtliche Tätigkeit erwerben. Aber das geharnischte Pathos der Ehre hat sich ebenso verflüchtigt wie die allgegenwärtige Angst vor ihrem existenzgefährdenden Verlust. ▲



Ute Frevert

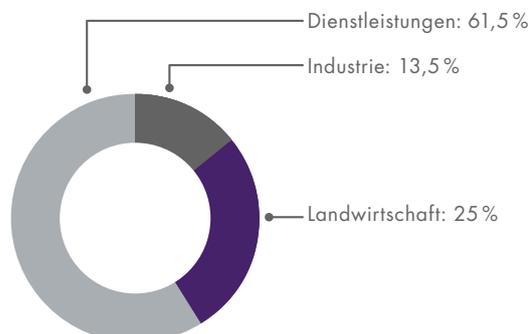
lehrte Neuere Geschichte in Berlin, Konstanz und Bielefeld. Von 2003 bis 2007 war sie Professorin an der Yale University, USA. Seit Januar 2008 ist sie Wissenschaftliches Mitglied der Max-Planck-Gesellschaft und Direktorin am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

Ehrenfrauen begrüßen nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 die siegreichen Truppen am Brandenburger Tor



Frauen in der Arbeitswelt

Wie würden die Vertreterinnen der Frauenbewegung die Lage der Frauen heute wohl bewerten? Frauen arbeiten öfter als Männer in unterbezahlten Berufen, leisten mehr unbezahlte Arbeit und sind in Führungspositionen klar in der Minderheit. Nur vier Prozent der Geschäftsführer der weltweit größten Unternehmen sind Frauen. Schaubild rechts: Wo Frauen arbeiten



Abgeordnete

Im Vergleich zu 1995 hat sich der prozentuale Anteil von Frauen, die als Abgeordnete in Parlamenten sitzen, verdoppelt. Mit 23 Prozent sind Frauen aber weiterhin deutlich unterrepräsentiert



TREUE UND STOLZ ALS LEBENSGEFÄHRLICHE EIGENSCHAFTEN



Eine Begriffsklärung zu Ehre, Status und Würde und eine ethische Einordnung

Von Klaas Huizing

Die verlorene Ehre

„In diesem Augenblick erst zog Katharina die beiden Ausgaben der ZEITUNG aus der Tasche und fragte, ob der Staat – so drückte sie es aus – nichts tun könne, um sie gegen diesen Schmutz zu schützen und ihre verlorene Ehre wiederherzustellen.“ In Heinrich Bölls Erzählung, später mit Angela Winkler, Dieter Laser und Mario Adorf verfilmt, taucht im Titel das Stichwort „Ehre“ auf, die der Hauptfigur, die auf einer privaten Tanzveranstaltung zufällig auf einen von der Polizei gesuchten und des Bankraubs und des Mordes beschuldigten jungen Mann trifft und mit ihm eine Nacht verbringt, durch Revolverjournalismus geraubt wird. Ausgestellt als eiskaltes Flittchen eines Terroristen, erhält sie hasserfüllte Drohanrufe und Zuschriften.

Häufig überlesen wird der Untertitel dieses noch immer erstaunlich vitalen Textes, der erst verständlich macht, warum Böll untertourig, den Polizeiberichtston süffisant imitierend, über einen Mord schreibt und zugleich die seit alters her virulente Frage klärt: Wie Gewalt entsteht und wohin sie führen kann. Die Antwort ist verblüffend einfach: Gewalt entsteht, wenn Journalisten, die sich als wahre Schandproppen erweisen, durch massenwirksame Demütigung und Diffamierung das Selbstbild und das Fremdbild einer unschuldigen Person zerstören, die prompt in die Scham getrieben wird und diese falsche Scham in die Schuld verschiebt: Katharina Blum erschießt den Journalisten Werner Tötges in ihrer Wohnung, nachdem der sie zum Beischlaf aufgefordert hat, empfindet hinterher keine Reue über die Tat. Böll hat den Journalismus der Demütigung an der „Bild“-Zeitung demonstriert, die im Vorspann auch explizit genannt wird: „Sollten sich bei der Schilderung gewisser journalistischer Praktiken Ähnlichkeiten mit den Praktiken der ‚Bild‘-Zeitung ergeben, so sind diese Ähnlichkeiten weder beabsichtigt noch zufällig, sondern unvermeidlich.“

Rügen des Presserats

2016		2017	
Gesamt	33	Gesamt	17
Bild/ Bild Online/ BamS	13	Bild Online	5
Focus Online	2	Bravo Online/ Bravo Sport	3
Mopo24.de			
Andere je	1	Andere je	1

Quelle: www.presserat.de



„Die verlorene Ehre der Katharina Blum“:
Angela Winkler und
Mario Adorf in der
Verfilmung von Volker
Schlöndorff aus dem
Jahr 1975

Mein Essay hat drei Teile. In einem ersten Teil untersuche ich das verminten Gelände der Begriffsgeschichte und mache einen Vorschlag, wie der Begriff Ehre in den Begriff Status übersetzt werden kann. Ein zweiter Teil untersucht das Phänomen der Ehr- oder besser: Statusverletzung, die stets mit Schamerfahrung einhergeht, und unterscheidet zwischen Demütigung und wohlwollender Beschämung, zwischen falscher und echter Scham. Ein biblischer Schlüsseltext kann hier Pate stehen. Ein letzter Teil plädiert für einen partiellen Statusverzicht und einen asketischen Umgang mit eigenen Wünschen, um die Gewaltspirale zu unterbrechen. Ein Nachwort verweist auf den medialen Demütigungsparcours, den das Internet qua Shitstorm auslösen kann. Viele User degenerieren zur privaten „Bild“-Zeitung. Der anonymen Demütigungsartisten kann man nicht einmal mehr ansichtig werden. Mord, wie im Fall der Katharina Blum, wäre gar nicht möglich. Der Feind ist unsichtbar geworden. Gleichzeitig können Medien den Staturehreiz anfachen und damit die Angst vor Bedeutungslosigkeit fördern. Diese Angst und falsche Scham drohen in Gewalt umzukippen, wenn Modernisierungsverlierer die fehlende Bedeutung als Demütigung durch die Eliten deuten.

**Warum Schamesröte kein Grund zum
Schämen ist und es die moderne Welt ohne dieses
heimtückische Gefühl gar nicht gäbe,**

beleuchtet ein Artikel der „Zeit“: www.tinyurl.com/scham-zeit



**Prof. Dr. Dr.
Klaas Huizing**

hat den Lehrstuhl für Systematische Theologie und Ethik an der Universität Würzburg inne. Er veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Monografien und Romane, zuletzt u. a.: Scham und Ehre. Eine theologische Ethik, Gütersloh 2016.

Die semantische Krise des Ehrbegriffs

Konnte Heinrich Böll noch ganz selbstverständlich von Ehre sprechen, dann ist dieser Begriff heute aus der Mode gefallen. Die Historikerin Ute Frevert notiert nüchtern: „Scham und Ehre befinden sich, was die Frequenz und Wucht ihrer Erscheinung betrifft, spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts auf dem absteigenden Ast. [...] Ehre [ist] an den Rand des sozialen Gefühlsraums gerückt.“ Vor dem Hintergrund der destruktiven Geschichte, die der Begriff vor allem im deutschen und italienischen Faschismus durchlaufen hat, scheint Vorsicht angebracht: „Die Gewalt, mit der im Namen [der, K. H.] Ehre zwischen 1933 und 1945 Politik gemacht wurde, hat zweifellos dazu beigetragen, dass es anschließend still um sie wurde. Auch der Bedeutungsverlust des Militärs zeichnete dafür mitverantwortlich. [...] Insgesamt hat sich die Semantik der Ehre deutlich ausgedünnt; statt von Ehre spricht man lieber von Würde und meint damit etwas, das im Gegensatz zur Ehre allen Menschen gleichermaßen und unterschiedslos eigen ist.“ Aber auch im religiösen Kontext erweckt der Begriff zu schnell den Eindruck, die Geschöpfe verkämen dazu, Applausmeister eines anerkennungssüchtigen Gottes zu sein. Ersatzvorschläge, Ehre durch Begriffe wie symbolisches Kapital (Pierre Bourdieu) oder Würde (Ute Frevert) zu ersetzen, verschrecken durch die ökonomische Semantik oder bleiben häufig zu formal: Würde, zumal wenn sie in der kantischen Tradition als Verweckungsverbot von Personen interpretiert wird, ist zu inhaltsleer. Böll charakterisiert Katharina Blum durch zwei „lebensgefährliche Eigenschaften: Treue und Stolz“ – Stolz hat hier eine durchaus positive Konnotation.

Der Neutestamentler Gerd Theißen, Spezialist für die Sozialgeschichte des Urchristentums, hat den Begriff Status in den 1980er Jahren in die biblische Theologie eingeführt. „Unter Status soll dabei jede Einordnung des Menschen in eine gesellschaftliche Rangordnung verstanden werden, die ihm im Vergleich zu anderen einen unterschiedlichen Wert beilegt, sei es aufgrund familiärer und ethnischer Herkunft, sei es durch rechtliche, politische und ökonomische Privilegien, sei es durch Tüchtigkeit und Bildung.“ In der religiösen Lebensdeutung geht es Theißen darum, den Statusbegriff von allen alten Privilegien zu entkleiden und ausnahmslos allen Mitgliedern einer Gesellschaft Zugang und Befähigung zur Bildung und Tüchtigkeit zu ermöglichen.

Demütigung und Beschämung

In einer faszinierenden Studie hat Ute Frevert „Die Politik der Demütigung“ analysiert und die Schauplätze von Macht und Ohnmacht aufgesucht. Schand- und Ehrenstrafen, körperliche Züchtigung und Pranger, reichend bis zum Onlinepranger, militärische und schulische Erziehungspraktiken skizziert Frevert und begibt sich auf das blanke Parkett der Ehre in der nationalen und internationalen Politik. Demütigung, so die Pointe, ist eine extreme Form der Verletzung, die den Charakter einer Person – auch eines politischen Repräsentanten – brechen soll. Ziel ist es, dieser Person ihr Gesicht und damit ihr Ansehen zu rauben. Öffentliche Gesten der Demütigung zielen stets auf die Zeugen der Demütigung, die sich an der falschen Scham der Protagonistin weiden, dabei Macht und Überlegenheit gegenüber dem Sündenbock und Außenseiter empfinden und sich als Gruppe enger zusammenschließen und somit Kontur gewinnen. Der durch die Demütigung inszenierte Statusverlust kann Gewalt – auch politische Gewalt – produzieren, die sich (oft verzögert) Bahn bricht.

„Kachelmanns Unerbittlichkeit in seinem Kampf um die verlorene Ehre, um Wiedergutmachung und Schadensausgleich mag manchem Hoffnung geben, dass sowohl die Gerichte als auch die Medien künftig die Folgen ihres Handelns besser bedenken.“

Spiegel-Journalistin Gisela Friedrichsen in einem Kommentar über Jörg Kachelmanns Gerichtsstreit gegen „Bild“-Zeitung und Burda: www.tinyurl.com/kachelmann-ehre

Zu unterscheiden ist die Demütigung von der wohlwollenden Beschämung. Ideales Beispiel ist die biblische Erzählung von Kain und Abel: Gott beschämt den Erstgeborenen Kain, indem er sein Opfer ablehnt und das seines jüngeren Bruders akzeptiert. Kain ist not amused, reagiert in einer Gefühlsmelange wütend, neidisch und beschämt. Gott, so die Pointe des Textes, versucht ihn zu coachen:

Gen 4,6 **Da sprach der HERR zu Kain: Warum ergrimmst du?
Und warum senkst du deinen Blick?**
4,7 **Ist's nicht so? Wenn du fromm bist,
so kannst du frei den Blick erheben.
Bist du aber nicht fromm, so lauert die Sünde vor der Tür,
und nach dir hat sie Verlangen;
du aber herrsche über sie.**

Herausstreichen möchte ich das Gefühl der Scham, denn die Scham ist eine extreme Passivitätserfahrung: Sie überfällt uns, die Handlungsenergie kommt zum Erliegen und der Körper reagiert gleichsam autonom und läuft rot an. Bernard Williams, der Großmeister der Schamforschung, hat sehr luzide den Unterschied zwischen Scham und Schuld herausgestrichen: Die Scham bezieht sich auf das eigene Selbstbild, Schuld vor allem auf die Tat gegenüber dem Opfer, die abgeleistet werden kann, ohne dass man sich zwingend ändern muss. Scham hinterfragt den Charakter, lädt ein zur Charakterschulung, in unserem Fall geht es um die Neidanfälligkeit von Kain. Das Ergebnis des Tugendcoachings ist bekannt: Kain beherrscht sich nicht, bearbeitet nicht seinen Neid, sondern verschiebt die Scham in die Schuld. Damit ist aber zugleich gesagt, dass Menschen nicht zwingend schuldig werden müssen.

Selbstredend: Auch in der wohlwollenden Beschämung wohnt Gewalt, sie ist dann zu akzeptieren, wenn sie in ästhetischen Kontexten und somit nicht unmittelbar auftritt. Kunst ist ein Distanzfilter, der uns die Freiheit lässt, aus den Geschichten, die uns wohlwollend beschämen, Schlüsse zu ziehen. In unserem Fall haben wir es mit einer Narration zu tun, eine wohlwollende Beschämung kann aber auch als Film, Theaterstück, Clip auftreten, oft auch in Satire gekleidet.

Gewalt, so die erste Schlussfolgerung, tritt dann auf, wenn falsche Scham, erlitten durch eine Demütigung, oder echte Scham, erlitten durch eine wohlwollende Beschämung, in Schuld verschoben wird. Dem Gott, der in der Erzählung von Kain und Abel auftaucht, geht es definitiv nicht um eine Demütigung, sogar nach dem Mord des Kain verpasst er ihm ein Schutzmal, das ihn vor Rache durch Dritte schützt. Diese bereits alttestamentlich vollzogene Unterscheidung zwischen der Person und ihren Handlungen wird sehr viel später als Rechtfertigungslehre bekannt.

Status und Statusverzicht

Was ist das Spezifikum einer christlichen Ethik, wenn die Frage nach dem Ursprung der Gewalt gestellt und beantwortet wird? Dieses Surplus lässt sich nur vermessen, wenn man einen Blick riskiert auf eine autonome – also nicht religiöse – Begründung der Ethik. Der Berliner Philosoph Ernst Tugendhat, renommiertester Vertreter einer autonomen Begründung der Ethik, rekurriert auf dasjenige, was wir als Mitglieder einer

**Jedes
Individuum
ist „main
brand“.**

**„Die Regierung der Republik gibt mir die Freiheit zurück. Diese ist
aber wertlos für mich ohne meine Ehre.“**

Der französische Hauptmann Alfred Dreyfus 1899 nach seiner Begnadigung. Er war 1894 wegen angeblichen Landesverrats zugunsten des Deutschen Kaiserreichs verurteilt worden.

Gesellschaft voneinander fordern können, und nennt: Selbstbeherrschung und Empfindsamkeit oder Sensibilität. Wer gegen diese beiden Basisnormen verstößt, soll und muss sich schämen, die Zeugen des Normverstoßes sollen mit Empörung reagieren. Diese Normen kommen implizit auch in der Kain-und-Abel-Erzählung zum Einsatz, dagegen nicht in Demütigungsinszenierungen. Darüber hinaus hinterfragt die Erzählung den Statusehrgeiz, denn Kain ist auch deshalb wütend, weil er als Erstgeborener von Gott nicht seinem Erstgeburtsrecht entsprechend behandelt worden ist. In vielen alttestamentlichen Erzählungen (etwa Jakob und Esau) ist es nicht der Erstgeborene, der der Held der Geschichte wird. Und gewitzt, so die Pointe der Schöpfungserzählung, ist auch nicht der erstgeschaffene Adam, sondern Eva.

Der Neutestamentler Gerd Theißen hat diese alttestamentliche Spur aufgenommen und zugespitzt. Er entdeckt im Neuen Testament durchgehend einen Austausch von Unterschicht- und Oberschichtwerten und kann beispielhaft zeigen, „dass mit dem urchristlichen Barmherzigkeitsethos eine Volksmoral der gegenseitigen Unterstützung in aristokratische Kreise aufgestiegen ist.“

Statusverzicht beschreift in einer christlichen Ethik jenes Surplus, das sie von einer autonomen Ethik unterscheidet, denn der religiös inszenierte Statusverzicht erlaubt jene Distanz zu den eigenen Wünschen einzuüben, die Menschen vor Neidattacken und der Gier nach Sichtbarkeit schützt.

Statusverzicht lässt sich als Askese beschreiben, sofern man mit dem Psychologen und Philosophen Carlo Strenger und im Anschluss an die Stoiker und Epikureer Askese als ständiges Training deutet, um „auf die unrealistischen und auch meist nicht notwendigen Wünsche zu verzichten. Askese war für die Stoiker und die Epikureer kein Bekenntnis der Sündhaftigkeit und der Reue, sondern Ergebnis der Einsicht in die Grundstruktur der inneren und äußeren Realität.“ So verstanden, wird Askese lebensdienlich, ohne genusskritisch zu sein. Ausdrücklich stimme ich Strenger zu, wenn er schreibt: „Wir alle müssen lernen, mit Zorn, mit Neid und Ressentiment zu leben, ohne unsere Urteilskraft auszuschalten. [...] Wer den Schmerz des Neides nicht erträgt und vor ihm zurückscheut, ist zur seelischen Verkrampfung verurteilt, die sich im Ressentiment ausdrückt.“

Status-Update und Selfbranding

Statusehrgeiz wird durch die aktuelle digitale Medienrevolution nochmals befeuert, denn Statusänderungen auf Facebook werden allen Usern volltönend mitgeteilt. Aus der Zahl der Follower, Freunde genannt, ergibt sich das soziale Ranking. Heute gehört das „Status-Update“ zur täglichen Kultur des „Selfbrandings“. „Everyone – EVERYONE – needs to start thinking of themselves as a brand. It is no longer an option; it is a necessity.“ Jedes Individuum ist „main brand“. Die digitale Kommunikation bietet, wie Pankraj Mishra herausstreicht, nicht nur eine „erhöhte Fähigkeit zu neidischem und missgünstigem Vergleich“, durch die Anonymität geschützt kann es zu einer Verwehrlosung der Sensibilität kommen, die sich im Shitstorm austobt. Eine mögliche Folge wäre die Teflonisierung der Empfindsamkeit aufseiten des Users, denn der Blick des anonymen Anderen lauert überall. Kann man im Netz nur überleben, sofern man abstumpft?

Selfbranding / Personal Branding – wie Menschen zu Marken werden

Eine Typologie:

- **Der Pfadfinder** will sich immer wieder neu erfinden (Beispiel: Madonna)
- **Der weise Gandalf** hat eine Mission, der er sich verpflichtet fühlt (Beispiel: Dalai Lama)
- **Der Kriegsveteran** war bei etwas erfolgreich, stellt sich danach neuen Herausforderungen (Beispiel: Niki Lauda, Philipp Lahm)
- **Der Held** wird bejubelt, doch wenig später spricht kaum noch jemand von ihm (Beispiel: Goldmedaillengewinner bei den Olympischen Spielen)



Demütigung sollte man von der wohlwollenden Beschämung unterscheiden. Kain war dazu nicht in der Lage: Er bearbeitet nicht seinen Neid, sondern verschiebt die Scham in die Schuld und tötet Abel

Wenn unsere Gesellschaft die Gier nach Sichtbarkeit fördert und Bedeutung über Status definiert, dann führt fehlender Status schnell zu einem Gefühl der Bedeutungslosigkeit. In denjenigen Milieus, die sich als Modernisierungsverlierer deuten, kann die empfundene Bedeutungslosigkeit, die als Neid auf das Ansehen und die Erfolge der anderen auftritt, sehr schnell in Hass umkippen, umso schneller, wenn Hassprediger das Gefühl verstärken. Hier dürften auch die Ursachen für den Rechtspopulismus und sogar den Rechtsterrorismus auszumachen sein: Wird die eigene Bedeutungslosigkeit als Demütigung durch die Eliten aufgefasst, dann liegt die Versuchung nahe, falsche Scham zum Hass gesteigert in Schuld zu verschieben. ▲

- **Der Märtyrer** hat eine Mission und Überzeugung, für die er alles einsetzt (Beispiel: Mutter Theresa)

- **Der Rambo** setzt alles in Bewegung, um sich als Marke halten zu können (Beispiel: Dieter Bohlen)

- **Der Visionäre und Pionier** sieht Dinge voraus und versucht, für alles Lösungen zu entwickeln (Beispiel: Elon Musk)

Quelle: in Anlehnung an impulse.de, Typologie nach Geffroy/Schulz: Erfolg braucht ein Gesicht: Warum ohne Personal Branding nichts mehr geht (Redline 2016)

SCHAM UND SCHANDE



Ehrerbietung ist eine tragende Säule der japanischen Gesellschaft. Welche Folgen das hat, erklärt Viktoria Eschbach

Interview: Florian Siebeck

Frau Eschbach, eine Grundregel japanischen Denkens lautet: Bloß nicht das Gesicht verlieren! Was kann man sich darunter vorstellen?

Das kann ganz schnell passieren. Ich habe mit einer japanischen Freundin einen Test gemacht: Wir haben uns im Shinkansen-Zug auf die falschen Plätze gesetzt. Gebildete Japaner der Mittel- oder Oberschicht, die diese Plätze reserviert hatten, haben uns sehr formell gefragt, ob wir eventuell einen Fehler gemacht haben – vielleicht den Fahrschein falsch gelesen, vielleicht die Brille nicht aufgesetzt. Sie haben uns also ein Angebot gemacht, unser Gesicht zu wahren, und uns nicht unterstellt, dass wir mutwillig die soziale Ordnung verletzt haben. Das Verhalten war anders als in Deutschland, wo die Leute im ICE direkt sagen: Das ist mein Platz!

Die Sprache spielt hierbei also eine wichtige Rolle?

Die Höflichkeitssprache ist in Japan stark ausgeprägt. Sätze, wie sie damals in Europa üblich waren, also etwa „Würden Ihre Gnaden die Güte besitzen, mir die große Gunst zu erweisen, das perlenbestickte Manuskript in meine unwürdigen Hände zu geben?“, sind in Japan noch heute üblich. Diese historische Sprachform wurde beibehalten, als das Gebaren der Samurai-Welt nach der Öffnung Japans Ende des 19. Jahrhunderts auf die moderne Industriegesellschaft übertragen wurden. Bis heute kann ich mit der kleinsten Kleinigkeit jemanden beleidigen, etwa durch eine falsche Begrüßung.

Der Begriff der Ehre hat einen starken Einfluss auf die Gesellschaft. Woher rührt das?

Japans Ethik ist sehr stark von China beeinflusst worden. Die Quelle für die soziale Organisation ist Konfuzius, der die Krise der orientalischen Gesellschaften beschrieben hatte und die Vorstellung propagierte, dass es nur dann Harmonie in der Gesellschaft geben kann, wenn das Land von ehrenhaften Menschen regiert wird. Japan war lange eine geschlossene Gesellschaft, und auch heute werden die Normen nach wie vor von der Oberschicht geprägt. Es wurden starre Regeln aufgestellt, die besagen, dass man den Begriff der Ehre hochhalten und andere Menschen nicht verletzen soll. Natürlich gab es im Laufe der Zeit immer wieder Veränderungen der gesellschaftlichen Ordnung.



„Seppuku“ hieß in Japan der rituelle Selbstmord, durch den die Ehre der Familie wiederhergestellt werden konnte. 1868 wurde er verboten

Verbeugung nach dem GAU: Tepco-Chef Masataka Shimizu entschuldigt sich bei einer Pressekonferenz zur Nuklearkatastrophe von Fukushima

Aber die Ehre als objektive Bewertungskategorie ist stark im japanischen Recht verwurzelt. Im deutschen Strafrecht gibt es zwar auch den Tatbestand der Verleumdung, aber in Japan ist die Ehre ein abstraktes Rechtsgut, das es zu schützen gilt, während es im deutschen Recht eher um die Privatsphäre oder Würde des Menschen geht.

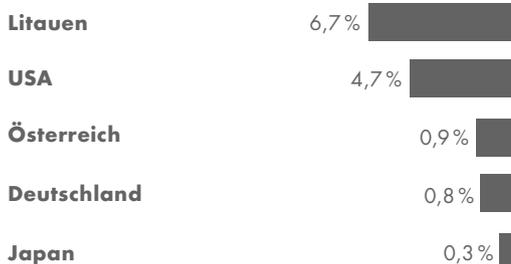
Die amerikanische Anthropologin Ruth Benedict spricht von einer „Kultur der Scham“ in Japan, weil das Konzept der „Schuld“ nicht existiere.

Ihre Beschreibung ist durchaus zutreffend, wenngleich Ruth Benedict nie in Japan gewesen ist. Es hängt davon ab, ob ich den Schwerpunkt für die gesellschaftliche Organisation auf Gruppen lege oder – wie in der Gesellschaft der Aufklärung – auf das Individuum. Da ist bei Schuld stärker die Einzelperson gefragt, die ihre Taten bereuen kann, während bei Scham der Kontext, also die menschliche Gruppe, wichtiger ist. Wenn mein Gesicht verletzt wird, also die Bewertung innerhalb der Gruppe negativ ausfällt, entfaltet sich eine stärkere Wirkung, weil die Tugendhaftigkeit meiner Handlung stärker aus der Perspektive der Gruppe gewertet wird. Das heißt nicht, dass Japaner nicht auch individuell denken könnten. Aber für die Fassade, für die gesellschaftliche Anerkennung, sind solche Verhaltensmechanismen wichtig.

An japanischen Universitäten lernen die Studenten: Management basiert auf Vertrauen, Kritik gilt als unhöflich.

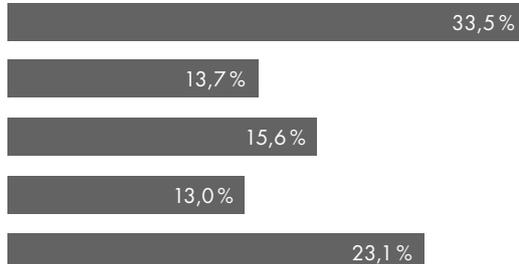
Einerseits ist es eine hervorragende Sache, dass Vertrauen so zentral ist, weil es eine Art Zuverlässigkeit erzeugt. Konflikte werden innerhalb der Firma geregelt, Zuverlässigkeit ist die Grundannahme. Das kommt noch aus einer Zeit, als viele große Firmen die Produktion auf kleine Klitschen ausgelagert hatten und kaum Vorräte hielten. Da ging es um Zuverlässigkeit und Ehre, weil die Zulieferer tatsächlich Wort halten mussten. Wie tief diese Mentalität in der japanischen Gesellschaft verankert ist, wird deutlich, wenn man sich ansieht, wie diszipliniert und ruhig die Anwohner der Region nach dem Unglück von Fukushima gehandelt haben. Man tat sein Möglichstes, um die

Tötungsdelikte pro 100 000 Einwohner (2012)



Quelle: UNODC

Suizide je 100 000 Einwohner (2012)



Quelle: WHO

Abläufe nicht zu stören. Das hat aber auch Schattenseiten. Hilfe aus dem Ausland wird selten angenommen, weil man der Auffassung ist, mit seinen Problemen selbst klarkommen zu müssen. Und für Fehler wurde bei Tepco, der Betreiberfirma des Atomkraftwerks, anfangs niemand zur Verantwortung gezogen. In der Regierung herrschte eine innere Spannung, weil man nicht wusste, wie man mit dem Problem umzugehen hatte. Die Lösung war, dass die Verantwortlichen ihre Stellen behalten durften, damit niemand sein Gesicht verliert. Konsequenzen gab es erst, als ein Gericht entschied, dass sich Tepco und der Staat der Nachlässigkeit schuldig gemacht haben.

Im Gegensatz zu christlich geprägten Gesellschaften wird auch Suizid nicht als Sünde angesehen, sondern Möglichkeit, die Ehre seiner Familie wiederherzustellen. Ist deshalb die Suizidrate in Japan eine der höchsten weltweit?

Da spielen sicher viele individuelle Faktoren eine Rolle. In meinem Heimatland Ungarn ist die Suizidrate ebenfalls sehr hoch, aber da spielen andere Gründe eine Rolle. In Japan lernt jeder in der Schule die Geschichte der 47 Ronin, also herrenloser Samurai, die ihrem Herrn in den Tod folgten, nachdem sie seine Ehre durch Blutrache wiederhergestellt hatten. Lange herrschte die Vorstellung, dass Seppuku, also der rituelle Selbstmord, alles überwindet und den Geist nach der Überzeugung des shintoistischen Glaubens in den Zustand einer heiligen Figur in die Nähe der Übermenschlichkeit rücken kann. Aber der Einfluss von Jesuiten und dem Christentum zeigt sich heute immer mehr. Mittlerweile gibt es auch Selbsthilfegruppen für Suizidgefährdete. Die Anpassung an den veralteten Samurai-Kodex ist für viele junge Männer nicht mehr attraktiv, weil die Gesellschaft zu viel verlangt und zu wenig zurückgibt. Viele werden deshalb psychisch krank.



Prof. Dr. Viktoria Eschbach-Szabo lehrt Japanologie am Asien-Orient-Institut der Universität Tübingen. Seit 1994 arbeitet sie auch am Tübinger Zentrum für japanische Sprache und Kultur an der Doshisha-Universität in Kyoto.

Ist bei der jungen Generation ein Gesinnungswandel auszumachen?

Ja. In der heutigen globalisierten Welt sind andere Werte und Strategien gefragt. Immer mehr junge Menschen entscheiden sich bewusst gegen eine Festanstellung, was zu großen Verwerfungen und Konflikten zwischen den Generationen führt. In Japan ist es allgemein üblich, dass jede Person eine bestimmte Position in der Gesellschaft hat, die es bestmöglich zu erfüllen gilt. Selbstverwirklichung ist schlicht nicht vorgesehen. Wir wissen nicht, ob in zehn oder 20 Jahren diese Homogenität einer Gruppe und die hierarchische Denkweise in allen Schichten der Bevölkerung noch so stark wirkt wie heute. Ich bin optimistisch: Es gibt menschliche Werte, die sich in Christentum und Konfuzianismus ähneln. Ob das Wohlverhalten und der Ehrbegriff in diesem Kodex für die nächste Generation noch akzeptabel sind, das wird die große Frage des 21. Jahrhunderts sein. ▲

29

Jahre lang harnte der Japaner Onoda Hiro nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs auf seinem Posten im philippinischen Lubang aus – er traute dem Ende des Krieges nicht. Erst als sein ehemaliger Vorgesetzter, mittlerweile Buchhändler, aus Japan eingeflogen wurde, war Onoda Hiro bereit, sich zu ergeben.

„WAS MAN ZUSAGT, HÄLT MAN“

Der Verein „Versammlung Eines Ehrbaren Kaufmanns zu Hamburg“ will in Zeiten von Wirtschaftsskandalen das Ansehen der Wirtschaftsleute verbessern

Von Friederike Lübke

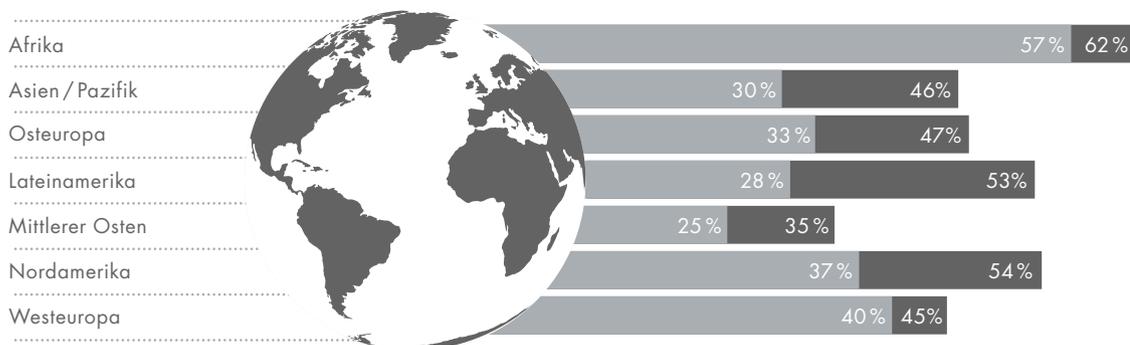


Olaf Scholz in Hamburg beim 500-Jahr-Jubiläum der „Versammlung Eines Ehrbaren Kaufmanns“

Hätte Hamburg ein Herz, wäre es die Handelskammer. Hier, dicht beim Rathaus, wird über das Geschäftsleben entschieden, das die Stadt bis heute prägt. Nur wenige Schritte weiter liegt das Büro von Versicherungsmakler Gunter Mengers. Das Gespräch findet in seinem Büro statt, denn Clubräume hat der Verein nicht. Mengers Büro ist groß, aber schlicht, dem Schreibtisch gegenüber stehen schwarze Ledersessel. Mengers ist Vorsitzender eines Vereins, der sich laut Leitbild für Werte in der Geschäftswelt einsetzt. Der „ehrbare Kaufmann“ ist über Hamburg hinaus ein Begriff. Vor allem, wenn er vermisst wird.

„Ehre“, sagt Mengers nachdenklich. „Das ist Zuverlässigkeit, Anstand, Gewissen. Darum geht es. Wer sich ehrbar verhält, hat ein gutes Gewissen.“ Und damit ist sein altehrwürdiger Verein wieder sehr aktuell, denn im Wirtschaftsteil der Zeitung findet man wenig davon. Stattdessen: Unternehmen, die mit allen möglichen Tricks Steuern vermeiden, Ausbeutung von Menschen und Ressourcen in Entwicklungsländern, Manager, die Millionenboni

Die wahrgenommene Wirtschaftskriminalität hat zuletzt weltweit zugenommen (Zunahme in Prozent)



■ gemeldete Wirtschaftskriminalität 2016
■ gemeldete Wirtschaftskriminalität 2018

Quelle: Global Economic Crime and Fraud Survey 2018, PricewaterhouseCoopers, www.pwc.com/fraudsurvey

kassieren, auch wenn ihre Konzerne Verluste verzeichnen und Personal entlassen. Mengers sagt: „So kann es ja nicht weitergehen. Wir müssen gegensteuern.“ Gerade weil das Tempo in der Geschäftswelt durch die Digitalisierung immer schneller werde, wolle man sich wieder auf Menschen verlassen können.

Die „Versammlung Eines Ehrbaren Kaufmanns zu Hamburg“ (VEEK) hat im vergangenen Jahr 500-Jahr-Jubiläum gefeiert. Der VEEK wurde als eine Art Interessenvertretung eingerichtet, die sich etwa für die Gründung einer Börse und für eine Post einsetzte. Im 17. Jahrhundert wurde aus dem „gemeinen“ der „ehrbare“ Kaufmann, vergleichbar mit dem „ehrbaren Rat“, der die Stadt regiert. Ehre zu haben war also mehr selbstbewusster Anspruch als ein Hinweis auf die Moral, um die es heute geht.

Im vergangenen Jahr sind 160 neue Mitglieder beigetreten. Das ist viel für einen Verein, der vorher um die 1000 Mitglieder hatte. Die Neuen sind überwiegend jung, berichtet Mengers. „Sehr viele junge Menschen sagen: Euer Leitbild gefällt mir, ich würde mich gern engagieren.“ Er findet das gut, gerade mit Blick auf die negativen Schlagzeilen.

Der VEEK wirbt auch intensiv um junge Mitglieder. Er unterstützt die Hamburg School of Business Administration, will Arbeitsgruppen für Berufsschulen einrichten, außerdem Start-ups erreichen und den Frauenanteil von derzeit nur etwa neun Prozent erhöhen. „Wir sind nicht verstaubt“, sagt Mengers. Das ist ihm sehr wichtig. Bloß keine Klischees von alten Männern heraufbeschwören, vom „Pfeffersack“, wie man in Hamburg die reichen Kaufleute nennt. Die Mitglieder sind Inhaber oder Leiter von Hamburger Unternehmen, unabhängig von der Größe des Unternehmens. Aber wie bringt der Verein den Anstand in die Geschäftswelt? Müssen die Mitglieder ihre Geschäftspraktiken

offenlegen und rechtfertigen? Tauscht man sich über schwierige gesellschaftliche Entscheidungen aus? „Nein“, sagt Mengers. „Wir graben nicht im Leben der Mitglieder.“ Ehrbar ist, wer sich dafür hält. Um Mitglied zu werden, braucht man zwei Bürgen im Verein und muss zusagen, sich an die Vereinswerte zu halten – wie sie auch auf der Website oder auf dem Flyer des Vereins stehen. Sie lauten unter anderem: „Der ehrbare Kaufmann... ist weltoffen und freiheitlich orientiert, ist Vorbild in seinem Handeln, legt unternehmerisches Handeln langfristig und nachhaltig an, tritt auch im internationalen Geschäft für seine Werte ein.“ Oder, wie es ein Video zusammenfasst: „Wir verhandeln fair, leisten pünktlich und rechnen korrekt ab.“

Im Gespräch mit Mengers geht es vor allem um zwei Punkte. Das Ehrenwort. Und das Geld. „Was man zusagt, hält man“, sagt Mengers zum ersten. Egal ob mündlich oder schriftlich, in Mail oder Brief. Und zum zweiten: „Ein Unternehmen, das Gewinne macht, hat auch eine soziale Verantwortung.“ Nicht umsonst sei das reiche Hamburg eine Stadt mit so vielen Stiftungen. Gewinne machen ist gut, nur sollte auch die Gesellschaft davon profitieren. „Wir wollen was für Hamburg tun.“

Für die Mitglieder heißt das aber auch: Sie müssen ihre Geschäfte gut führen. Wer pleiteging, wurde früher ausgeschlossen. „Das ist ein kritisches Thema bei uns“, gibt Mengers zu. Heute würde man das differenzierter beurteilen, schließlich sei nicht jede Pleite selbst verschuldet. Geschäfte



Friederike Lübke
ist Journalistin in Hamburg.
Sie schreibt unter anderem für „Die Zeit“.

können auch scheitern, wenn man alles richtig gemacht hat. „Es gibt auch einen ‚ehrenvollen‘ Misserfolg“, erklärt Mengers. Ausgeschlossen wird man nur noch, wenn man gegen das Leitbild verstößt. Mengers weiß von Fällen aus der Vergangenheit. Das letzte Mal trat jemand vor zwei Jahren selbst aus, weil sein Verhalten nicht zu den Ansprüchen passte, erklärt er.

Aus seiner Sicht steht der Verein für ein Grundvertrauen der Mitglieder untereinander. Sie sollen sich im Netzwerk austauschen und tun das laut Mengers auch viel. Wer Mitglied wird, kann sich einfach an die anderen wenden. „Ich will das Wort Werte nicht überstrapazieren“, sagt Mengers, „aber eine stärkere Werteorientierung würde der Wirtschaft guttun.“ Denn wer ehrlich ist, mit dem macht man lieber Geschäfte. ▲

„Ein Unternehmen,
das Gewinne macht,
hat auch eine soziale
Verantwortung.“

Zahl rechtsfähiger
Stiftungen insgesamt

22 274

Neue Stiftungen
im Jahr 2017

549

Bekanntes Kapital
von Stiftungen

68 Milliarden
Euro

Stiftungen und Vereine sind beliebte
Modelle, um **Steuern zu vermeiden:**
www.tinyurl.com/stiftungen-vereine

Quelle: Bundesverband Deutscher Stiftungen

DIE ZEIT DER DUELLE IST VORBEI



Früher und heute: Was der Begriff der Ehre schlagenden Studentenverbindungen bedeutet

Von Peter-Philipp Schmitt



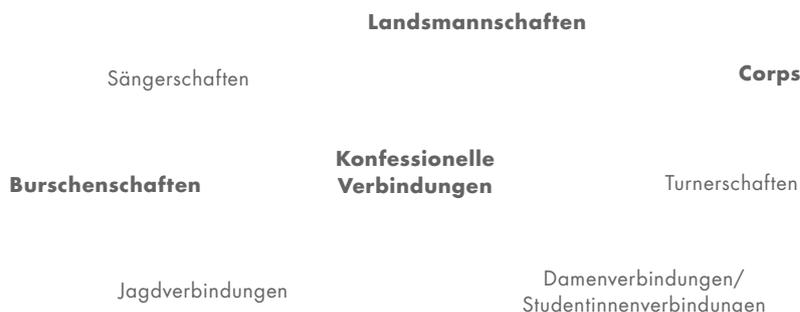
Paukanten bei einer Mensur zwischen der Landsmannschaft Makaria (rechts) und dem Corps Moenania in Würzburg im 19. Jahrhundert

Ehre, sagen manche, sei das Lieblingswort der Narren. Wenn dem so wäre, dann wimmelte es in Studentenverbindungen nur so vor Narren. Ob Corps oder Burschenschaft, schon im Paragraphen 1 der meisten schlagenden Verbindungen ist davon die Rede, dass ihre Mitglieder zu „Vertretern eines ehrenhaften Studententums“ erzogen werden sollten. Das Wort Ehre ist aber auch sonst allgegenwärtig: Es gibt Ehrenmitglieder und Ehrengerichte, Ehrenhändel und Ehrengänge, Ehrenschutz und Ehrenstrafe, nicht zu vergessen die Ehrentafel, die Ehrenliste und natürlich auch das Ehrenwort, das niemand leichtfertig geben sollte. Und es gibt Dutzende Definitions- und Erklärungsversuche, was es denn mit der Ehre auf sich haben könnte.

Schon der Falstaff in Shakespeares „Heinrich IV.“ fragt: „Allein was ist Ehre? Ein Wort. Was ist dieses Wort Ehre? Luft.“ Jeder Mensch ahnt, was Ehre ist, doch so recht fasslich ist es für die meisten nicht. Auch eine Formulierung wie „ehrenhaftes Studententum“ klingt seltsam hohl und inhaltsleer.

Kleines Glossar:

Arten von Studentenverbindungen:



Was könnte studentische Ehre sein? Ganz schlicht heißt es bei den Corps: „Ehrlich sein bedeutet, sich selbst und andere nicht zu täuschen.“ Genau das wird bei den Studentenverbindungen, die schon vor 200 Jahren demokratisch aufgebaut waren, von seinen Mitgliedern gefordert. Wer gegen allgemeine Regeln verstößt, seine Corpsbrüder belügt, zu spät zur Fechtstunde kommt oder gegen ein zeitweises Alkoholverbot verstößt, hat sich auf dem wöchentlichen Convent dafür zu verantworten und gegebenenfalls auch selbst anzuzeigen. Wer es nicht tut, handelt unehrenhaft. Ehre kann also ganz einfach sein.

Der studentische Ehrbegriff hat allerdings eine lange Tradition. Schon im Mittelalter, als sich an den Universitäten die ersten Bursen bildeten, also Wohnheime für Studenten, wurde von den Bewohnern „Ehrbarkeit und Bescheidenheit“ gefordert. Die später Burschen genannten Studenten schlossen sich schon bald landsmannschaftlich zusammen, Preußen gründeten an der jeweiligen Universität eine Borussia, Bayern eine Bavaria, Westfalen eine Guestphalia, Rheinländer eine Rhenania, Schwaben eine Suevia.

„Es waren junge Leute, ... die ihre und ihrer Brüder Ehre aufrecht zu erhalten suchten“, schreibt der Schriftsteller Friedrich Christian Laukhard. Er war im 18. Jahrhundert selbst Teil einer solchen Landsmannschaft. In den Regeln dieser Vorläufer der Verbindungen hieß es unter anderem: „Beleidigungen von einem Fremden dürfen nicht gelitten werden, denn wenn dies bekannt würde, so fiel der Verdacht der Feigheit und des schiefen Sinnes auf die Verbindung selbst.“

Ehrverletzend war also, was beleidigend war. Das wiederum konnte zu einem Ehrenhandel oder einer Ehrenstreitigkeit führen. Wer in seiner Ehre verletzt war, und das konnte auch die ganze Verbindung sein, griff in letzter Konsequenz zur Waffe,

um seine oder ihre Ehre wieder herzustellen. Das artete später allerdings auch aus: Wer fechten wollte oder musste, weil seine Verbindung eine bestimmte Anzahl von Partien von ihm forderte, musste nur auf eine Standardbeleidigung zurückgreifen und zu einem anderen Studenten zum Beispiel „Sie dummer Junge“ sagen oder ihm einfach seine eingerissene Visitenkarte überreichen, schon bestand ein Ehrenhandel, der automatisch in ein Duell mündete. Diese Art falsch verstandener Ehrenhandel war nicht zuletzt den Universitäten ein Dorn im Auge.

Gefochten werden heute nur noch Messuren

Seit dem späten 19. Jahrhundert regelten darum Ehrenordnungen und Ehrengerichte solche Streitigkeiten. Nicht der Beleidigte selbst, sondern nur eine unparteiliche Instanz könne entscheiden, ob die Ehre verletzt sei oder nicht, hieß es. An dieser Auffassung hat sich bis heute im Grunde nichts geändert. Ehrenhandel in Form von Duellen sind sowieso schon lange verboten.

Gefochten werden heute nur noch Messuren, nicht um der Ehre willen oder um Satisfaktion (Genugtuung) zu geben, sie dienen vielmehr der Persönlichkeitsbildung. Das zumindest ist das Hauptargument der schlagenden Studentenverbindungen. Einen Gewinner oder Verlierer gibt es nicht. Eine Messur, benannt nach dem Abstand zwischen den beiden Paukanten, also den Teilnehmern der Messur, übersteht man, wenn man bestimmte Hiebe technisch sauber gezeigt und seine Partie ohne äußere Anzeichen von Furcht überstanden hat.

Darüber entscheiden letztlich die eigenen Verbindungsbrüder.

Gefochten wird mit einem Schläger, der so heißt, weil man mit ihm nur zuschlagen und nicht zustoßen kann. Zu den noch schlagenden Verbindungen zählen vor allem die Corps und die Burschenschaften, wobei die Corps älter sind. Als sie Ende des 18. Jahrhunderts entstanden, übernahmen sie die lateinischen Namen der Landsmannschaften und gaben sich ein festes Reglement mit demokratischen Strukturen. Äußeres Zeichen ihrer Zugehörigkeit sind Band und Mütze. Die meisten Corps sind weltoffen und tolerant, sie streben nach „Freundschaft auf Lebenszeit“.

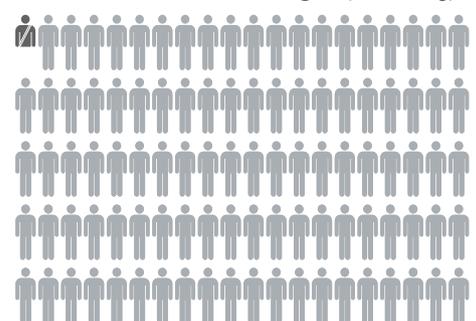
Die Burschenschaften gingen während der Befreiungskriege auch aus den Corps hervor. Sie kämpften für ein vereintes Deutschland und hatten 1815 ursprünglich das Ziel, eine Urburschenschaft aller Studenten ohne landsmannschaftliche Unterschiede zu gründen. Das aber scheiterte schon früh. Dennoch berufen sich die meisten Burschenschaften bis heute auf diese Urburschenschaft.

Während sich Corps, von ihnen gibt es etwa 160 im deutschsprachigen Raum, als unpolitisch verstehen, sind Burschenschaften „politische Studentenverbindungen“. Sie fordern von ihren Mitgliedern, sich aus

Mitglied einer Burschenschaft. Gefochten wird heute mit einem Schläger, mit dem man schlagen, aber nicht zustoßen kann



Prozentualer Anteil der Studenten in Deutschland in Verbindungen (Schätzung):



Verbindungen in Deutschland: etwa 1000

Kooperationsverbände (Zusammenschlüsse von Corps, Landsmannschaften, Burschenschaften etc.): etwa 30



Gewinner oder Verlierer gibt es nicht mehr:
Bei den Mensuren geht es nicht um die Ehre,
sondern – nach Ansinnen der schlagenden
Verbindungen – um Persönlichkeitsbildung

Die Berliner Fotografin Lene Münch, deren Fotos auf dieser Doppelseite zu sehen sind, hat Studentenverbindungen besucht und zeigt weitere spannende Innenansichten: www.lenemuench.de/ewig-treu-141



Verantwortung für die Gesellschaft politisch zu engagieren: „Grundsätzlich“, heißt es zum Beispiel bei der Marburger Burschenschaft Germania, „wird politisches und über die gemeinsamen Aktivitäten hinausgehendes gesellschaftliches Engagement begrüßt.“ Und: „Hierbei verstehen wir uns nicht als politische Partei und stehen als Studentenverbindung auch keiner solchen nahe. Die Vielfalt unterschiedlicher Meinungen, die in unserem Bund vertreten sind, gilt uns als großer Wert. Wir sind ausdrücklich überparteilich.“ Mehrere Mitglieder der Marburger Burschenschaft Germania gehören allerdings der AfD an und sollen zudem Verbindungen zur „Neonaziszene“ haben.

Dabei sind bei Weitem nicht alle Burschenschaften rechtsgerichtet oder sogar rechtsradikal, einige aber schon und besonders viele in Österreich. Dort halten Burschenschaften am „volkstumsbezogenen Vaterlandsbegriff“ fest, was nichts anderes bedeutet, als dass sie Österreich und damit sich selbst als Teil des „deutschen Vaterlandes“ ansehen. Ihre Vorstellung davon reicht von einer „Kulturnation“, die Deutschland und Österreich als zusammengehörig versteht, bis hin zu einem „Großdeutschen Reich“, wie es selbstverständlich auch von vielen österreichischen Burschenschaf tern bis heute in der ersten Strophe des Liedes der Deutschen besungen wird: „Von der Maas bis an die Memel/Von der Etsch bis an den Belt.“

Burschenschaft ist aber nicht gleich Burschenschaft. Von etwa 300 Studentenverbindungen, die sich als Burschenschaften bezeichnen, fallen nur einige so unangenehm auf, dass sie sogar vom Verfassungsschutz beobachtet werden. Gerade sie überfrachten den Begriff der Ehre und halten an einer vermeintlich überkommenen „Ehrenhaftigkeit“ fest. Sie erheben sich über andere, „Nicht-Deutsche“ zum Beispiel, fast so wie es früher einmal war, als nicht alle Menschen eine Ehre hatten. Nur wer von

Stand und Adel war, konnte sich im Mittelalter auf die (ihm „angeborene“) Ehre berufen. Das änderte sich erst mit der zunehmenden Emanzipation der Bürger und damit auch der Studenten. Im 19. Jahrhundert gingen gerade die Burschenschaften auf die Straße und forderten „Ehre – Freiheit – Vaterland“, bis heute der Wahlspruch der Deutschen Burschenschaft.

Im 20. Jahrhundert dann wurde der Ehrbegriff aufs Schlimmste missbraucht und pervertiert – durch die Nationalsozialisten. Die SS wählte ihn gar zu ihrem Leitspruch: „Meine Ehre heißt Treue“. Damit war Ehre keine moralische Kategorie mehr, sie stand für den unbedingten Gehorsam gegenüber dem „Führer“.

Aufrichtig und wahrhaftig

Juden und anderen wurde Ehre von vornherein abgesprochen. „Ehre ist bedingt durch die Art, durch das Blut“, hieß es in einem Lexikon aus dem Jahr 1937. Eines der Nürnberger Gesetze von 1935 hatte den Titel: „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“. Auch die Studentenverbindungen wurden damals bei ihrem Ehrverständnis gepackt. Bemerkenswert war der Mut von fünf Corps (Borussia Halle, Vandalia Heidelberg, Rhenania Straßburg zu Marburg, Suevia München und Suevia Tübingen), die sich weigerten, ihre „jüdisch versippten“ Mitglieder auszuschließen. In einer Denkschrift vom 27. Juni 1934 begründeten sie ihren Schritt folgendermaßen:

„Gerade die strenge Auffassung von Ehre und Treue bildet die Grundlage des Corpsgedankens. Man greift an den Kern

der corpsstudentischen Idee, wenn man die feierlich gelobte Treue zwischen dem Corps und dem selbst gewählten Bruderkreise antastet. Einen Corpsbruder auszuschließen, ohne dass er gegen die mit dem Receptions gelübde übernommenen Pflichten verstoßen hat, ist nach unserer Auffassung ein Bruch des Treuegelöbnisses und verstößt gegen unser Empfinden von Ehre.“

So viel Ehrempfinden hatten andere Studentenverbindungen nicht. Sie wurden dennoch wenig später von den Nationalsozialisten aufgelöst. Gerade aus diesen Gründen sollten Burschenschaf ter den Ehrbegriff nicht ohne Bedacht nutzen und sich auf den eigentlichen Kern besinnen, wie es auch der Dachverband Deutsche Burschenschaft (DB) offiziell in seiner Begriffsdefinition tut:

„Jeder Burschenschaf ter soll seine Gedanken, sein Reden und Handeln nach den Wertbegriffen der Lauterkeit, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit ausrichten und mit seiner ganzen Person dafür eintreten, ohne dass er für sich eine besondere, ihn über andere heraushebende Ehrenhaftigkeit in Anspruch nimmt. Die Würde anderer ebenso zu schützen und zu verteidigen wie die eigene ist für den Burschenschaf ter Ehrenpflicht.“

Dreiteilung der Mitglieder in Studentenverbindungen:

„**Alte Herren**“: Mitglieder nach Abschluss ihres Studiums, die ihre Verbindung weiter unterstützen sollen. In der Regel bleibt man bis ans Lebensende Mitglied.

„**Aktivitas**“: vollwertige Mitglieder („Burschen“) während des Studiums. Sie können an Abstimmungen teilnehmen und als „Chargen“ Ämter übernehmen.

Füchse (auch: Füxe): Anwärter auf Mitgliedschaft. Sie befassen sich mit Geschichte und Gepflogenheiten der Verbindung, müssen den Mitgliedern dienen (organisieren, zutragen), werden ggf. zum Burschen ernannt (meist nach ein bis drei Semestern).

Gerade weil sich Teile der DB genau daran nicht halten, die Würde anderer, die zum Beispiel „nicht deutschen Blutes“ sind, eben nicht achten, distanzieren sich nicht nur die Corps von den rechtsextremen Tendenzen des immer wieder für negative Schlagzeilen sorgenden Verbandes. Auch Dutzende Burschenschaften sind genau deswegen in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten aus der DB ausgetreten.

Ein neuer Dachverband ist entstanden, die Neue Deutsche Burschenschaft (NDB). Auch die NDB hält am alten Leitspruch fest, diskutiert aber auch ernsthaft darüber, ob man angesichts des Missbrauchs, der mit dem Ehrbegriff im „Dritten Reich“ getrieben wurde, nicht etwas an ihm ändern sollte. „Von Ehre – Freiheit – Vaterland zu Integrität – Freiheit – Gemeinsinn“ lautete etwa der Titel eines Symposiums im Jahr 2015, als die Burschenschaften ihr zweihundertjähriges Bestehen feierten. Der Ehrbegriff hat sich gewandelt – auch bei vielen Studentenverbindungen.

Längst gilt es uns Heutigen nicht mehr als „süß und ehrenvoll“, fürs Vaterland zu sterben, auch wenn das berühmte Zitat von Horaz „Dulce et decorum est pro patria mori“ noch auf vielen Gefallen- oder Ehrentafeln auf den Verbindungshäusern zu lesen steht. Der Begriff der Ehre lässt sich vielmehr nach Meinung der Corps angemessen ins 21. Jahrhundert übertragen: „Corpsstudenten sind zu ehrenhaftem Auftreten verpflichtet. Das heißt, die Ehre des anderen ist zu achten und die eigene zu wahren. Nach begangenen Ehrverletzungen ist die Würde des anderen wieder herzustellen. Ausgezeichnete Umgangsformen sind daher das Merkmal des Corpsstudenten.“ ▲



Peter-Philipp Schmitt
ist Politikredakteur der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und Mitglied des Corps Makaria-Guestphalia Würzburg.

„Es waren junge Leute, ... die ihre und ihrer Brüder Ehre aufrechtzuerhalten suchten.“



Burschenschaften sind meist männlich. Die österreichische Burschenschaft Hysteria hingegen besteht nur aus Frauen und hat eine schreiende Hyäne als Wappentier. Ihr Motto: „In Memoriam Masculinum“. Hysteria fordert unter anderem, das Wahlrecht für Männer einzuschränken und dass **Männerfußball nicht mehr als „richtiger Sport“** anerkannt wird. Ein Beitrag stellt das satirisch-politische Projekt vor: www.tinyurl.com/hysteria-orf

VON DER EHRE EINES CHRISTENMENSCHEN



**In der Tradition steht Gott allein die Ehre zu –
und seine Geschöpfe bekommen ihren Anteil**

Von Arnulf von Scheliha



Allein Gott in der Höh sei Ehr und Dank für seine Gnade.“ Dieser Vers wird in fast jedem evangelischen Gottesdienst gesungen. Beim Einstimmen in dieses „Gloria“ erreicht die liturgische Einstimmung auf die Feier ihren Höhepunkt.

Die Aussage des Liedes ist klar, der Statusunterschied wird deutlich markiert: Ehre kommt ausschließlich Gott zu. Schöpfer und Geschöpf werden streng unterschieden. Gott in der „Höh“ regiert die Himmel und die Erde. „Gott Vater, ewiglich, regierst ohn alles Wanken“, so heißt es weiter in dem Lied. „Ganz ungemessen ist deine Macht“: Gott hat das Machtmonopol. Mit dieser Macht geht er weise um: „[...] allzeit geschieht, was du bedacht.“

Gott regiert. Er ist kein Demokrat, denn die Menschen regieren nicht mit. Ihre Aufgabe besteht in Lob und Dank: „Wir loben, preisen, anbeten dich; für deine Ehr wir danken.“

Beim modernen Menschen mag sich Widerstand regen. „Allein Gott in der Höh sei Ehr“: Verkommen die Menschen hier dazu, „Applausmeister eines anerkennungssüchtigen Gottes zu sein“ (Klaas Huizing)? Auf den ersten Blick vielleicht. Bisweilen ist dies in der christlichen Tradition auch so verstanden worden: Christen als staatsfromme Untertanen. Gehorsam war lange Zeit die erste Christenpflicht. Verzicht, Askese und Demut galten als christliche Haupttugenden.

„Ehre sei Gott in der Höhe“: Inschrift einer Kirchenglocke

Auf den zweiten Blick erkennt man, dass dieses „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ als Beziehungsgeschehen gestaltet ist. Das wird schon daran kenntlich, dass es ja die Menschen sind, die dieses „Gloria in excelsis Deo“ singen. Bereits der Philosoph Aristoteles sagte: „Ehre ist eher in den Ehrenden als in den Gehrten.“ Die Menschen haben also Anteil an der Ehre, die sie Gott zuschreiben. Tatsächlich heißt es in dem Liedvers: „Allein Gott in der Höh sei Ehr und Dank für seine Gnade.“ Gnade bedeutet: Wir stehen in einer Beziehung zu Gott, die er für uns gestiftet hat.

Ehre stiftet Beziehung und ist Beziehung

Christen ehren Gott, weil sie Gott erfahren haben als den, der „ein Wohlgefallen an uns hat“, wie es in dem Lied weiter heißt. Dieser Vers spricht die wichtige Einsicht aus, dass Gott nicht als entrückter und einsamer Theokrat im Himmel regiert, sondern ein Herrscher ist, der um seine Geschöpfe besorgt ist und sich um sie kümmert. Er hat „Wohlgefallen“ an den Menschen und ist mit ihnen bleibend verbunden. Mehr noch: Um der Beziehung zu den Menschen willen hat er auf seinen Status „in der Höh“ verzichtet und ist in Jesus Christus Mensch geworden. In Jesus Christus wird Gottes Beziehungswille sichtbar und erfahrbar auch dann, wenn die Menschen diese Beziehung gekappt und Gott aufgegeben haben. Gnade bedeutet genauer: Gott wird Mensch und nimmt sich der Menschen an.

Die Ehre ist ein wichtiges Gut im Zusammenleben, denn sie knüpft ein ideelles Band zwischen den Menschen. Sie verknüpft Personen von unterschiedlicher Herkunft und mit individuellen Gaben und Aufgaben miteinander und ermöglicht dadurch Gemeinsamkeit und Arbeitsteilung. Gerade in der modernen Gesellschaft mit ihrer ausgeprägten Individualitätskultur ist es erforderlich, dass wir uns wechselseitig in unserer Besonderheit anerkennen, uns auf Gemeinsames und auf Zusammenarbeit verständigen. Das bedeutet auch: Wir sind in dem, was wir sind und was wir tun, angewiesen auf und abhängig von der Anerkennung und dem Urteil anderer Menschen. Unser Selbstwertgefühl und damit auch unsere Handlungsmöglichkeiten werden stark beeinflusst durch die Schätzung und Unterstützung, die uns durch andere Personen, durch



Prof. Dr. Arnulf von Scheliha lehrt Theologische Ethik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und ist Direktor des dortigen Instituts für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften (IfES). Er gehört dem Herausgeberkreis von zur sache bw an.

Institutionen und von der ganzen Gesellschaft zuteil werden. „Ehre“ steht also für die Achtung der Integrität der Person im sozialen Leben. Sie umfasst das öffentliche Ansehen, das Prestige, den guten Ruf und sie gewährt Vertrauensschutz. Verlieren wir das oder auch nur etwas davon, so gerät das Leben in Gefahr, drohen Sinnverlust, soziale Ausgrenzung, beziehungslose Einsamkeit. In diesem Sinne ist die Ehre also ein zentraler Teil unserer Identität – und zugleich höchst fragil, ja gefährdet.

Indem Gott Mensch wird, zieht er die Zwiespältigkeit der Ehre auf sich. Die Ambivalenz von Anerkennung und Ehrverlust, von Sozialprestige und sozialer Ächtung werden deutlich. Jesus durchlebt den Reichtum und die Zerbrechlichkeit von Ehre. Aber Gottes Verzicht auf himmlische Ehre und sein Statuswechsel zum Menschen reichen noch weiter. Gott geht den Weg der Menschen ganz nach unten mit. Im Leiden und Sterben Jesu Christi erlebt er den totalen Verlust von Sozialprestige, zieht er Hohn, Spott und Verachtung auf sich, stirbt er den Tod eines entehrten Menschen. Darin solidarisiert sich Gott mit den Menschen, die ihre Ehre verloren haben, deren Ehre unsicher, zweifelhaft oder umstritten ist. Zugleich definiert er Ehre noch einmal neu. Das Symbol der Auferstehung bedeutet: Ehre ist jetzt im Kern nicht mehr an Stand und Status gebunden. Gott lässt die Menschen an seiner Ehre teilhaben. Indem er sich mit dem Gekreuzigten identifiziert, erreicht der göttliche Beziehungswille seine höchste

Noten und Text des Liedes „Allein Gott in der Höh“

1. Al - lein Gott in der Höh sei Ehr und dar - um, daß nun und nim - mer - mehr uns Dank für sei - ne Gna - de, Ein Wohl - ge - rüh - ren kann kein Scha - de. fal - len Gott an uns hat, nun ist groß Fried ohn Un - ter - laß; all Fehd hat nun ein En - de.

Das ganze Lied: www.liederdatenbank.de/song/117

Steigerung. Auch die Verlorenen, auch die vermeintlich ehrlosen Menschen werden anerkannt und erhalten Anteil an der göttlichen Ehre.

Teilhaben an Gottes Regierung

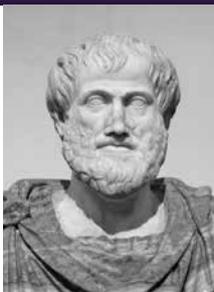
Diese Teilhabe geschieht unabhängig vom Sozialprestige und Selbstwertgefühl. Vielmehr ermöglicht die Teilhabe an der göttlichen Ehre es, die Gefühle von Scham, Schuld, Angst vor Statusverlust und Versagen nicht zu unterdrücken, sondern sie zuzulassen und sich einzugestehen. Vielleicht gehört es zum Adel des Menschseins, überhaupt scham- und schuldig zu sein und einen produktiven Umgang mit der dunklen Seite von Ehre und Status anzustreben.

Angesichts der Ambivalenz der eigenen Ehre und der Unsicherheit des eigenen Status durchlaufen die Menschen im Glauben eine Statusveränderung, indem sie sich auf die Ehre Gottes beziehen. Denn vor Gott gelten nicht Selbstwertgefühl, Leistung und Sozialprestige. Vielmehr gründet sich die Ehre des Menschen vor Gott in der ihm von Gott zugedachten und verheißenen Ehre, die „Gottebenbildlichkeit“ genannt wird. Diese Würde der Gottebenbildlichkeit ist wirklich unantastbar, weil sie nicht von unserem Tun und von der Anerkennung durch andere abhängig ist.

Die Vorstellung, dass die Menschen an Gottes Ehre teilhaben, wird in der christlichen Tradition als Wirken des Heiligen Geistes ausgesagt. „O Heiliger Geist, du höchstes Gut, du allerheilsamst Tröster“, so beginnt die letzte Strophe des „Gloria“. Mit dem Begriff des Heiligen



Fenster der Großpostwitzer Saalkirche aus dem Jahr 1893



„Ehre ist eher in den Ehrenden als in den Geehrten.“

Aristoteles

Geistes wird die Beziehungsvielfalt zwischen Gott und den Menschen ausgemalt. Denn in seinem neuen Status ist der Mensch nicht allein, sondern interaktiv. Er liest und hört die Geschichten vom menschenfreundlichen Gott. Es gibt das gemeinsame Nachdenken und den Austausch über die Erfahrungen mit Gott. In Liedern geben die Christenmenschen Gott die Ehre, an der sie Anteil haben. Das Gebet, das Stoßgebet ebenso wie die Dank- und Fürbittengebete im Gottesdienst, ist dasjenige Medium, mit dem sich Christinnen und Christen direkt an Gott wenden. Zugespitzt könnte man sagen: Im Gebet regieren die Christen mit. Wenn wir Gott in diesem Sinne als Beziehungswesen verstehen, dann ist Gott doch ein Demokrat, denn er beteiligt uns durch den Heiligen Geist an seiner Regierung. Darin liegt des Menschen Ehre!

Frieden bewahren heißt, Gott ehren

Aus dieser Regierungsbeteiligung des Menschen folgt im Sinne der Gewaltenteilung eine ethische Verantwortung. Diese ethische Seite der Ehre, an der göttlichen Regierung mitzuwirken, hat mehrere Dimensionen. Einmal können Christenmenschen mit einer Ehrverletzung umgehen, weil ihre Ehre nicht vom Sozialprestige oder Ruhm allein abhängt. Daraus kann folgen: keine Demütigung von anderen. Verzeihung bei einer Beleidigung. Vergebung bei erlittenem Unrecht. Diese Verantwortung kann für den Selbstumgang bedeuten: kritische Selbstdistanz. Verzicht auf

übertriebene Selbstinszenierung etwa in den sozialen Medien. Gebremster beruflicher Ehrgeiz. Zügelung der Eitelkeit, wie sie sich beim morgendlichen Blick in den Spiegel oder bei der Gier nach Auszeichnungen zeigen kann.

Schließlich gehört es zur Ehre eines Christenmenschen, sich für den Frieden in der Welt einzusetzen. Der Schlussvers „all Fehd hat nun ein Ende“ enthält auch eine moralische Verpflichtung, den göttlichen Frieden in der Welt wirklich und erfahrbar werden zu lassen. Dies ist Teil der christlichen Nächstenliebe und kann im alltäglichen Umfeld verwirklicht werden. In der Familie, im Freundeskreis, im Verein, im Beruf, in der Gesellschaft, im Staat und zwischen den Staaten. Zur Gleichheit der Ehre der Christenmenschen gehört die Vielfältigkeit der Möglichkeiten, den Frieden umzusetzen. In diesem Sinne lässt auch der Dienst mit der Waffe die Ehre Gottes sichtbar werden, wenn er auf die Bewahrung oder Herstellung von Frieden gerichtet ist. Jeder friedvolle Zustand, den wir dadurch erreichen, ist Ausdruck jener Ehre, die Gott zukommt. Gerade bei dieser heiklen Aufgabe ist es von besonderer Bedeutung, dass die Chancen, aber auch die Begrenztheit der menschlichen Möglichkeiten mitreflektiert, dass Gelingen und die Gefahr von Nichtgelingen und Versagen mitbedacht werden. Für diese Tiefenreflexion bietet der christliche Glaube eine solide Plattform, weil er die Ehre Gottes und die stets gefährdete Ehre der Menschen zusammenführt. ▲

Indem Gott Mensch wird, zieht er die Zwiespältigkeit der Ehre auf sich.

Kaum Zeit für kritische Selbstdistanz: Mehr als drei Stunden täglich verbringen Jugendliche zwischen 12 und 17 Jahren laut einer repräsentativen Umfrage der Krankenkasse DAK in sozialen Netzwerken wie Instagram. Die App hat nach eigenen Angaben in Deutschland täglich 15 Millionen aktive Nutzer.

„MAN GEHT AUFRECHTER IN UNIFORM“



Junge Offiziere sind sich einig: Ehre ist etwas völlig anderes als Image und hat nichts mit Äußerlichkeiten zu tun – eigentlich

Von Walter Linkmann



Im Hörsaal der Universität der Bundeswehr treffen sich zivile und militärische Ehrvorstellungen

Als sie den ersten Filmclip im Internet sieht, ist die junge Soldatin peinlich berührt: „Oh Gott, und das sehen jetzt irgendwelche Zivilisten!“ Mit der YouTube-Serie „Die Rekruten“ wollte die Bundeswehr ab Herbst 2016 ins Gespräch kommen und für ein positives Image sorgen. Bei den eigenen Leuten hatte diese Strategie nicht unbedingt Erfolg: „Da hab ich mich irgendwie fremdgeschämt.“ Es fällt ihr schwer zu benennen, was es genau war, aber unterm Strich wurde das Format der Ernsthaftigkeit des Soldatenberufs einfach nicht gerecht.

Die Studenten, mit denen ich mich in einem Nebenraum der Bundeswehruniversität

Studierende Bundeswehrangehörige
(Frühjahr 2018) **7365**

Davon an Universitäten
der Bundeswehr **5391**

An zivilen
Hochschulen: **1974**



Walter Linkmann
ist Sprecher der Evangelischen
Seelsorge in der Bundeswehr.

in Neubiberg verabredet habe, um über Ehre zu reden, sprechen über alles andere: Anstand, Bescheidenheit, Ernsthaftigkeit, Fairness, Gewissen, Haltung, Heldenmut, Image, Konsequenz, Moral, öffentliche Aufmerksamkeit, Rules of Engagement, Stolz, Verantwortung, Verhaltenskodex, Verlässlichkeit, Vernunft, Wertschätzung, Würde; aber auch: Anfeindungen, geringe Disziplin, mangelnden Respekt, Scham, Schuld oder Unordnung. Sie nennen das eine Wort nicht, weil es nicht zu unserem gemeinsamen aktiven Wortschatz gehört. Aber wir reden die ganze Zeit über nichts anderes als: Ehre.

„Das ist zu krass“

Ehrbar handelt, wer nüchtern bleibt, meint einer. Er kennt das aus dem Kampfsport: Beherrsche deine Emotionen, sie können

gefährlich werden und dich zu Fehlverhalten verleiten. Behalte das Ziel im Auge. Respektiere den anderen. Achte auf die Zweckmäßigkeit deiner Handlungen und das rechte Maß.

Gegenrede: Braucht ein deutscher Soldat überhaupt solche inneren Maßstäbe? Es gibt doch detaillierte Vorschriften für alles – und für die Einsätze die Rules of Engagement. Die geben Verhaltenssicherheit in jeder Lage. Außerdem ist gerade Verrechtlichung ein Qualitätsmerkmal des freiheitlichen Staates: Was wir brauchen, ist geregelt; was nicht geregelt ist, brauchen wir nicht – auch keinen privaten Ehrenkodex!

Das lassen die Soldaten nicht gelten. Alle Vorschriften und Rules of Engagement kämen in der Praxis eher früher als später an ihre Grenzen. Es gebe ganze Bereiche, in denen die vollständige Verrechtlichung noch lange auf sich warten lassen wird – so wie im Cyberwar. Und dann muss entschieden werden, egal ob im virtuellen oder im realen Raum. Von dem, der gerade da ist. Dann kommt es darauf an, dass einer das Gespür dafür hat, was zu tun ist – oder eben: nicht zu tun ist. „Dann muss einer

da sein, der die Verhältnismäßigkeit sieht. Der sagt, das ist zu krass, irgendwann ist auch gut.“ Solche Menschen verhindern Eskalationen.

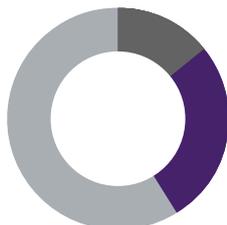
Auch die Möglichkeit, sich gegen Gesetz oder Rules of Engagement zu entscheiden, einen Befehl zu verweigern oder ohne Befehl zu handeln, wird gesehen. Großen Eindruck hat der Film „Terror“ von 2016 hinterlassen, in dem die Hauptfigur Lars Koch sich gegen das Recht und für den Abschuss eines Flugzeuges entscheidet. Es kann Situationen geben, wo man abweichend handeln muss – aber dann auch die Konsequenzen tragen: „Dann muss ich sagen, ich mach das jetzt, du kannst mich gern danach festnehmen.“ Von „Ehre“ als Motiv solcher Entscheidung mögen sie nicht reden. Da passt der Begriff Gewissen viel besser, manchmal auch „Opferbereitschaft“. Aber sie sind sich einig: Wer so handelt, handelt ehrbar.

Bei „Gewissen“ denke ich an den einzelnen. Meine Gesprächspartner haben aber durchaus die Idee, dass es so etwas auch im Plural gibt. Es geht um einen Minimalkonsens an handlungsleitenden Überzeugungen oder, wie einer sagt: „Wir brauchen eine Berufsführungslebensmacht.“

Jeder ist besonders – aber Soldaten sind anders besonders

Eine Gesellschaft, die sich allein auf ihr geschriebenes Recht verlässt und keinen Platz für die ungeschriebenen Gesetze hat, in der Ehrenkodices nichts gelten, ist gefährdet

Offiziersanwärter: Abbrecherquote



20 Prozent der Offiziersanwärter brechen ihre Ausbildung während der ersten sechs Monaten ab. Weitere **24 Prozent** schaffen ihr Bachelorstudium an einer Bundeswehruniversität nicht. Anteil der Abbrecher insgesamt somit: **44 Prozent**

Quelle: Funke Mediengruppe / NDR / BMVg

und gefährlich. Die Studenten beobachten eine gewisse Verkrampfung, Beziehungen würden rücksichtslos aufgegeben, es gebe weniger Verlässlichkeit und Loyalität. Soldaten seien anders. Da haben sie ein klares Selbstbild. Verlässlicher, couragierter, wenn's drauf ankommt.

Auf die Frage, ob sie sich in Uniform anders verhalten als ohne, kommen interessante Antworten: „Dann wäre ich ein schlechter Soldat“, sagt einer. Ganz ehrlich? Würde er in Uniform sitzen bleiben, wenn jemand in der S-Bahn seinen Platz benötigt? „Das würde ich auch ohne Uniform nicht machen.“ Natürlich hätten Soldaten eine Würde und seien etwas Besonderes – wie bei genauerem Hinsehen alle anderen Menschen auch. Antworten wie aus dem Lehrbuch für Innere Führung. Ich bin überrascht, freue mich natürlich über so reflektierte Bürger in Uniform und in Zivil und stelle die Frage etwas anders: Wie ist das mit Ihren Kameraden? Warum tragen manche Leute auf dem Uni-Campus Zivil und andere nicht? Wie verändert die Uniform sie?

„Viele Kameraden ziehen ihre Uniform an, weil es zur Würde des Soldaten dazu gehört“, lautet eine Antwort. Und dass es natürlich Regeln gibt, wenn man nicht zivil unterwegs ist, geschriebene und ungeschriebene. „Man wird ernster.“ – „Man geht aufrechter.“ – „Man muss ein gewisses Bild wahren.“ Und zu diesem Bild gehören die kleinen Details, wie die geputzten Schuhe mit den ordentlich verstaute Schnürsenkeln, die Hände, die keinesfalls (!) in die Hosentasche gehören, oder auch die unbedingte Benutzung des Mülleimers. Bis hin zur Verneigung in der Tür der OHG. Sie geben bereitwillig Auskunft, verwah-

ren sich aber dagegen, dass solche kleinen Selbstverständlichkeiten etwas mit dem großen Begriff der Ehre zu tun haben: „Nur weil ich meine Schuhe putze, bin ich noch nicht ehrbar. Man muss halt ein gewisses Bild wahren.“ Ja, es gebe an der Uni auch die anderen, die besonders zackigen, die es übertrieben: „Die sind teilweise soldatischer als die Soldaten in den Einsätzen – die definieren sich darüber.“

Ehre, wem Ehre gebührt?

So positiv, wie das Soldatenbild der jungen Leute ist, so kritisch sehen sie das, was ihnen die Zivilgesellschaft spiegelt. Viele haben gar keine Lust, sich in Uniform in die Öffentlichkeit zu begeben: „Meistens kriegt man dann noch 'nen dummen Spruch ab.“ Da stelle sich schon die Frage, warum man einen Beruf ergriffen hat, der sich als Dienst an der Gesellschaft versteht – konkret: an einer Gesellschaft, die diesen Dienst und die damit verbundene Opferbereitschaft nicht zu schätzen weiß. Das könne dazu führen, dass Soldaten sich in ihre eigene Welt zurückzögen, die Welt, die sie verstehen und in der sie verstanden werden.

Gekränkte Ehrpusseligkeit? Larmoyanz? Nein, keiner der Gesprächspartner verlangt eine Extra-Ehre, einen Militärbonus. Sie versichern, dass sie keine bessere Behandlung erwarten als andere, dass sie schon zufrieden wären, wenn sie nicht schlechter angesehen würden – aber genau das sei der Fall. Aus ihrer Sicht ist es gar nicht wünschenswert, um Soldaten viel Aufhebens-

zu machen. Aber sie möchten stolz auf das sein dürfen, was sie leisten.

Die Hörsäle der Bundeswehruniversität kommen manchen der Interviewten vor wie eine Welt, in der die Regeln von „draußen“ genau umgedreht sind. Auch hier treffen sich Zivilisten und Uniformierte, aber hier sind es nicht die Zivilisten, die es am Respekt für das Gegenüber fehlen lassen: „Der Professor in Zivil wird in manchen Vorlesungen kaum respektiert; die Leute machen, was sie wollen. Aber wenn dann eine Uniform in den Raum kommt, ist die Atmosphäre plötzlich völlig verändert.“

Ist es sinnvoll, neben der allgemeinen Ehre der Soldatinnen und Soldaten von einer besonderen Offiziersehre zu reden? Diese Idee ist bei den Studenten nicht ausgeprägt, eher im Gegenteil: „Keiner kann ohne den anderen.“ – „Jedem steht Ehre zu, jedem Dienstgrad – und auch dem Feind.“ Ganz schwierig wird es, wenn Vorgesetzte sich auf Ehre und den ihnen zustehenden Respekt berufen, um sich vor berechtigter Kritik von niedriger Gestellten zu schützen. Das scheint manchen Gesprächspartnern geradezu bundeswehrtypisch. Auch die gewünschte Wertschätzung durch den Dienstherrn wird problematisch, wenn sie allzu vehement eingefordert wird: „Einige



Wie man sich in der Öffentlichkeit korrekt verhält, dazu haben die Offiziersanwärter klare Vorstellungen. Ihr „Erscheinungsbild“ gibt die Zentrale Dienstvorschrift A-2630/1 vor. **Von der Tasche bis zum Regenschirm** überlässt die Bundeswehr nichts dem Zufall: www.tinyurl.com/zdv-erscheinungsbild

fühlen sich in der Ehre verletzt, weil sie nicht genug Geld bekommen.“

Wenn ehrbares Handeln bedeutet, dem Gewissen zu folgen, dann ist es umso wichtiger, dass Vorgesetzte auf allen Ebenen ihre Untergebenen und deren Gewissen und Würde respektieren. Dann wird Ehre zum Geben und Nehmen: „Wenn Politiker diese Verantwortung nicht übernehmen, die kann ich nicht für ehrbar halten.“

„Ehre konnte ich mir noch nicht verdienen“

Ehre ist also zugleich etwas, das jeder hat, aber auch etwas, das man im Lauf der Zeit erst erwirbt. „Offizier zu sein, das ist schon eine Ehre“, sagt eine; „Ehre konnte ich mir noch nicht verdienen“, ein anderer. Ihm geht es um Verlässlichkeit, komme, was wolle, und darum, sich selbst zurückstellen zu können für andere, aber auch Konsequenz zu zeigen. Am schönsten bringt es einer auf den Punkt, der das Bild des „Radfahrers“, der nach oben buckelt und nach unten tritt, umdreht: „Ehrbar ist, wenn ich als

Unterlegener Härte und Tapferkeit zeige – und als Überlegener Mitgefühl.“ Aus diesem Holz, da sind sie sicher, sind diejenigen Offiziere geschnitzt, die von ihren Untergebenen wirklich respektiert werden. „Sonst ertragen die Leute ihre Vorgesetzten nur.“

Bei dieser Art von Ehre geht es um Lebenserfahrung, persönliche Integrität – und Bewährung. Bewährung im ganz speziellen Feld des militärischen Einsatzes. Entscheidungen über Leben und Tod fallen zu müssen, Abwägungen, von denen das eigene Leben genauso abhängt wie das der Kameraden oder anderer Konfliktparteiger: Das alles ist kein gewöhnlicher Beruf. „Das ist ein schmaler Grat, da kommt man nicht mit 'ner weißen Weste raus“, vermuten die Studenten, die solche Situationen allerdings selbst noch nicht erlebt haben. Deshalb sind sie auf Berichte der

„Generation Einsatz“ angewiesen – oder auf Vorbilder aus ganz anderen Generationen: „Bei mir hängt mein Opa an der Wand, als er so alt war wie ich jetzt.“ Was weiß der Enkel von seinem Großvater und dessen Soldatsein? Nicht viel, räumt er ein, und vermutlich war der weder ein Held noch wird er in allen Situationen fehlerfrei geblieben sein. „Aber nur weil einer schuldig geworden ist, ist er noch nicht ehrlos.“



„Man wird ernster“, „man geht aufrechter“, „man muss ein Bild wahren“: Viele Studenten haben ein klares Bild, wenn es um die Uniform in der Öffentlichkeit geht



56 000 Euro muss eine Ärztin zurückzahlen, die nach ihrem Studium bei der Bundeswehr den Kriegsdienst verweigerte. Dagegen klagte sie erfolglos: www.tinyurl.com/bw-uni-aerztin

DISSEN FÜR DIE EHRE

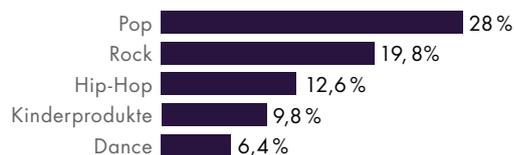
Im Hip-Hop beleidigen sich Sprachakrobaten ironisch bis derbe. Die Kulturtechnik geht auf Schwarze in den USA zurück, die sich gegen Rassismus und Diskriminierung wehrten

Von Eileen Simonow



Beleidigend, respektlos, kunstvoll: Der Hannoveraner Rapper Mighty Mo wurde durch die Sendung „Rap am Mittwoch“ bekannt. Über mehrere Runden liefern sich die Kontrahenten dabei einen spontanen verbalen Schlagabtausch, der mitunter zu kontroversen Debatten führt

Anteil der einzelnen Musikrichtungen am Gesamtumsatz der Musikindustrie in Deutschland im Jahr 2017



Quelle: Statistisches Bundesamt

**„Deine Körpergröße grenzt an 'ne Behinderung /
 Sie macht dich dein Leben lang schon seelisch krank /
 du kleiner Querulant kommst da vorn nicht an den Tresen ran
 und passt quer in den Besenschrank /
 über dich lacht selbst ein Pygmäenstamm“
 (Mighty Mo)**

Mit diesen Versen adressiert der Hannoveraner Rapper Mighty Mo sein Gegenüber in der Internetshow „Rap am Mittwoch“. Die Verse sind zutiefst beleidigend, respektlos, gleichzeitig sind sie kunstfertig in Wortschatz, Reimstruktur und Rhythmus. Solche Beleidigungen sind der Normalfall und begründen dieses eigene Genre, den sogenannten „Battlerap“, der beim „Rap am Mittwoch“ live vor Publikum ausgetragen wird. Meist verunglimpfen sich männliche Rapper, Rapperinnen sind im Hip-Hop grundsätzlich unterrepräsentiert.

Das klingt zunächst einmal nicht nach Ehrerbietung oder Respekt gegenüber den Konkurrentinnen und Konkurrenten. Aber ist das wirklich so? Oder muss man ein wenig tiefer gehen, um in Beleidigungen im deutschen Hip-Hop eine Auseinandersetzung mit der eigenen Ehre oder der Gruppe, zu der man sich zugehörig fühlt, erkennen zu können? Und was sind die Gründe dafür, dass kreative Beleidigungen und Erniedrigungen fester Bestandteil einer Musikkultur sind – mal ernst, mal überzeichnet und ironisch gebrochen, aber auf fast jedem Hip-Hop-Album?

Im „Battlerap“ geht es ausschließlich darum, den anderen Rapper oder die andere Rapperin mit ausgeklügelten Reimen so hart wie möglich zu beleidigen, was im Fachjargon „dissen“ genannt wird. Der „Diss“ soll den oder die andere zu einem verbalen Gegen Schlag provozieren und das Publikum vom eigenen



Dr. Eileen Simonow arbeitet an der Folkwang Universität der Künste in Essen und promovierte mit der Arbeit „Entgrenzen, Entfliehen, Entmachten. Zur sakralen Dimension in US-amerikanischen Hip-Hop-Videos“.

Können überzeugen. Hier steht das Publikum in einem Kreis um die Kontrahenten herum und verfolgt das Battle gespannt, jubelt, jöhlt und reißt die Hände zur Decke, um Begeisterung auszudrücken, und die Fertigkeiten der Rapper anzuerkennen, kurz: um seinen „Respekt“ für Rapper oder Rapperin zu bekunden. Die Hip-Hop-Kultur kommt also keinesfalls ohne Respekt aus, wie man vielleicht meinen könnte, wenn man die zitierten Verse liest, nur scheint dort ein Verständnis von Respekt und Ehre vorzuherrschen, das sich nicht unmittelbar erschließt.

Respekt gebührt in der Hip-Hop-Kultur zum Beispiel dem, der besondere künstlerische Fertigkeiten zeigt. Das können sprachlich-technische Fertigkeiten des Rappers oder der Rapperin sein oder die Fähigkeiten des Produzenten, einen guten Track zu „basteln“. Respekt, wie er in der Hip-Hop-Kultur verstanden wird, muss verdient werden, man muss sich beweisen, bevor einem Respekt im Sinne der Anerkennung eines Gegenübers oder des Publikums zuteilwird. Somit erscheinen Respekt und Ehre in der Hip-Hop-Kultur als Leitwerte, die Individuen von einer Gemeinschaft zugeschrieben oder verliehen bekommen.

In den Texten („Lyrics“) des Genres wird oft die Frage verhandelt, wem Respekt und Ehre nach den Regeln der Hip-Hop-Community zuteilwerden – und vor allem: wem nicht. So verweigert der Gangsta-Rapper

Das Jugendradio „Puls“ hat den Wortschatz deutscher Rapper und Popmusiker mit dem von Goethe verglichen: Kollegahs ist etwas größer.

Die Analyse brachte auch Kurioses zutage: Der Rapper Farid Bang etwa beleidigt am häufigsten Mütter, sein Konkurrent Samy Deluxe singt lieber gegen Väter an.

1	Morlockk Dilemma	3093
2	Kollegah	3006
3	Goethe	2913
4	Haftbefehl	2831
5	Prinz Pi	2795
6	Edgar Wasser	2729
7	Kool Savas	2707
8	Maeckes	2606
9	Max Herre	2597
10	Marteria	2470

11	Retrogott	2466
12	Casper	2442
13	Eko Fresh	2371
14	Money Boy	2301
15	Dendemann	2290
16	Farid Bang	2210
17	Curse	2171
18	Bushido	2122
19	Kay One	2121
20	Cro	1969
21	Samy Deluxe	1947
22	Azad	1821
23	Fiva	1806
24	Sido	1768
25	Helene Fischer	1044

Kollegah anderen Künstlern seinen Respekt ausdrücklich, wenn er im Song „Ave Maria“ rappt:

**„Mic-Check, bleib weg, mein Rap ist
Hightech wie das iPad/Bitch, ihr seid
wack, kein Respekt vor euch, deutscher
Rap juckt mich ein'n Scheißdreck.“
(Kollegah)**

Die andere Seite dieses Sprachspiels ist das Überhören des eigenen Selbst, das sogenannte „Boasting“, also das Prahlen oder der Versuch, sich mit seinen Fähigkeiten als besonders respektabel darzustellen. Der Bonner Rapper SSIO ist auf seinem zweiten Album „0,9“ noch moderat, wenn er rappt: „Ich piss' auf das Mic und die Mucke klingt fetter als 90 Prozent der Hurensohn-Rapper“ – und sich damit in einem Satz als fast allen anderen überlegen ausweist.

Woher aber kommt die Notwendigkeit, sich zu überhöhen und andere zu erniedrigen? Das Rappen als Bestandteil einer kulturellen Praxis, die später Hip-Hop heißen sollte, kam etwa Anfang der 1980er Jahre in New York auf und wurde von jungen Schwarzen – Männern und wenigen Frauen – praktiziert. Es entstand als Ausdruck einer Minderheit, zu deren Alltag rassistische Diskriminierungserfahrungen und Ausgrenzungen in allen sozialen Bereichen gehörten, die sich heute noch in einer tief gespaltenen US-amerikanischen Gesellschaft zeigen. Diese erfahrenen schweren Verletzungen fanden im Hip-Hop verbal, aber auch non-verbal im Sound einer Musik Ausdruck, die Rhythmik gegenüber Melodik priorisiert, deren Grundlage harte Schlagzeugklänge, pumpende Bassfolgen und in ihren Anfängen eine raue, ‚handgemachte‘ Ästhetik waren. Es wurde darum gekämpft, sich Gehör zu verschaffen, vom Rand der Gesellschaft in ihre Mitte vorzudringen, einen Fuß in die von Weißen dominierte Unter-

haltungsindustrie zu setzen, viel Geld zu verdienen und darüber Respekt und Anerkennung zu erfahren.

Die US-amerikanische Gesellschaftsstruktur ist nicht unmittelbar mit der deutschen vergleichbar, und gegenwärtiger deutschsprachiger Hip-Hop im Allgemeinen und Gangsta-Rap im Besonderen sind hybride kulturelle Praktiken, in denen unterschiedliche Stimmen mitmischen. Dennoch entwickelte sich deutschsprachiger Rap vor dem Hintergrund einer ähnlichen sozialen Anerkennungsstruktur wie der in den USA, und in vielen Songs lässt sich ein entsprechender sozialkritischer Impetus sowie eine Anerkennungsthematik finden. So verhandeln Gangsta-Rapper nach Ansicht von Murat Güngör und Hannes Loh (siehe unten) „immer wieder das Verhältnis zwischen Peripherie und Zentrum, zwischen marginalisierter Minderheit und Mehrheitsgesellschaft und nehmen Stellung gegen Rassismus und Ausgrenzung“.

Im Gangsta-Rap zeigt sich jedoch auch eine für Popkultur typische Widersprüchlichkeit: Jene eben noch sozialkritisch hervorgetretenen Rapper können im selben Atemzug eine reaktionäre, patriarchale und neoliberale Ordnung bekräftigen, an deren Spitze sie sich mit jedem Track (Lied) schwingen möchten und in der Respekt und Ehre an nicht viel mehr als ökonomische und physische Überlegenheit geknüpft erscheinen. Ein deutliches Beispiel für diese Ideologie ist der bereits zitierte Rapper Kollegah, der sich unlängst für einen geschmacklosen Vergleich mit KZ-Häftlingen in einem Song den Vorwurf einhandelte, eine antisemitische Haltung zu haben (und Antisemitismus zu schüren).

In solch einem Fall geht es nicht darum, die Stimme für andere zu erheben, sich um andere verdient zu machen, also in einem ursprünglicheren Sinne „ehrenhaft“ hervorzutreten, sondern in einem von Leistungsdenken und Konkurrenz geprägten Leben verehrt zu werden – und auf dem Musikmarkt Absatz zu generieren. ▲



Das **Periodensystem des Deutschrap** vom Bayerischen Rundfunk bringt die relevantesten deutschen Rapper erstmals in eine systematische Ordnung:

www.story.br.de/hiphop-periodensystem

Murat Güngör und Hannes Loh: Vom Gastarbeiter zum Gangsta-Rapper. HipHop, Migration und Empowerment, in: Martin Seeliger und Marc Dietrich (Hg.), Deutscher Gangsta-Rap II. Popkultur als Kampf um Anerkennung und Integration, Bielefeld 2017, S. 193–220.

SICHERHEITS- POLITIK

US-Präsident Donald Trump bei einem Treffen mit dem saudischen Kronprinzen Mohammed bin Salman im Zuge eines Waffenverkaufs (o.); Freiwillige laden saudische Hilfsgüter im Jemen aus (u.)



WENN DIE WELT SCHWEIGT



Zu Weihnachten 2006 endete der Bundeswehreinsatz im Kongo. Was seitdem geschah

Von Niklas Peuckmann

Leid, Hunger und Verbrechen gehören in vielen Regionen der Demokratischen Republik Kongo zur Tagesordnung. Frieden herrscht vor allem im Osten und Norden des Landes seit über zwei Jahrzehnten nicht mehr. Die Geschichte dieses Landes, das so ungemein reich an Bodenschätzen und seltenen Erden ist, liest sich wie eine fortlaufende Spirale von Gewalt und Unrecht. Der Kongo repräsentiert das, was die Politikwissenschaft als „failed state“, als gescheiterten Staat bezeichnet. Die staatlichen Strukturen sind von Korruption geprägt, das staatliche Gewaltmonopol wird nicht durchgesetzt. Kriminalität grassiert, Warlords beschränken mit ihren Milizen, die häufig in illegalen Minen unter menschenunwürdigen Bedingungen die Rohstoffe abbauen lassen, die Macht der Regierung. Dies ereignet sich größtenteils unter den wegschauenden Augen der Weltöffentlichkeit. Trotzdem gab und gibt es Bestrebungen, dem Kongo durch das Etablieren und Stärken von demokratischen Strukturen beizustehen.

In diesem Kontext war auch die Bundeswehr im Jahr 2006 im Rahmen einer EU-Operation mit 780 Soldatinnen und Soldaten im Kongo präsent. Ebenfalls hatte die UNO mit der MONUC-Mission (seit 2010: MONUSCO) zu dieser Zeit ein Kontingent von 17 600 Soldaten im Kongo stationiert. Ziel der militärischen Präsenz war die Absicherung erster freier Wahlen seit 1965. Die Menschen im Kongo sollten sich durch die Gegenwart ausländischer Soldaten dazu ermutigt fühlen, ihre Stimmen für einen neuen Präsidenten abzugeben. Zur Wahl standen hierbei – als aussichtsreichste Kandidaten – der amtierende Präsident Joseph Kabila und Jean-Pierre Bemba Gombo, der 2016 durch den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag zu 18 Jahren Haft für Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt wurde. Kabila, der als Hoffnungsträger für demokratische Reformen galt, setzte sich bei der Wahl durch. Internationale Wahlbeobachter sprachen von einer insgesamt ruhigen und fairen Wahl. Auch die Bundeswehr, deren Zuständigkeitsbereich auf die Hauptstadt Kinshasa begrenzt war, wurde nicht mit heiklen Situationen oder ausufernden Protesten konfrontiert. Zum Jahresende war der Einsatz schon beendet und bis zum 22. Dezember waren sämtliche Soldatinnen und Soldaten in die Heimat zurückverlegt worden.



Niklas Peuckmann ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Praktische Theologie und am Institut für Religion und Gesellschaft an der Ruhr-Universität Bochum.



Was ist seither passiert?

Die Folgewahl im Jahr 2011 konnte Kabila ebenfalls für sich entscheiden. Reformen ist er dem Land allerdings schuldig geblieben, weshalb die Wahl von zahllosen Ausschreitungen mit vielen Toten und Verletzten begleitet war. Ende 2016 hätte Kabila als Staatspräsident gemäß der Verfassung nach zwei Amtszeiten abtreten müssen, ist allerdings aufgrund eines Gesetzes über eine Volkszählung vor der nächsten Wahl weiterhin im Amt. Der neue Termin für die Wahl ist für den 23. Dezember 2018 angesetzt. Unklar ist, ob sie stattfindet und ob Kabila mithilfe einer Verfassungsänderung erneut kandidieren wird. All dies hat in den vergangenen eineinhalb Jahren zu unzähligen Protesten geführt. Im Osten kämpfen nach wie vor Milizen gegeneinander und gegen die Regierung, trotz der MONUSCO, die dort versucht, die Situation zu stabilisieren. Immer wieder werden auch UN-Soldaten von Milizen angegriffen und getötet. Vor allem aber wird die Zivilbevölkerung, insbesondere auf dem Land, von Plünderungen, Entführungen und Massakern gepeinigt. Die Beschreibung der Demokratischen Republik Kongo als „failed state“ ist aktuell immer noch gültig.

Im Frühjahr 2018 haben Theologinnen und Theologen der Universitäten Bochum, Berlin und Zürich die Region Ostkongo besucht. Ziel der Studienreise war das Ausloten von Kooperations-



Oktober 2006: Kongolesen fahren vor den anstehenden Wahlen an einer Patrouille deutscher Fallschirmjäger in einem Armenviertel von Kinshasa vorbei

Es sei ein Skandal, dass weder die EU noch die USA die alltägliche Gegenwart von sexualisierter Gewalt verurteilen oder sich hiergegen positionieren würden.

möglichkeiten mit den theologischen Fakultäten in Goma und Bukavu an der Grenze zu Ruanda. Im diesem Kontext kam es zu einer denkwürdigen Begegnung mit dem Menschenrechtler und Gynäkologen Dr. Denis Mukwege in Bukavu. Mukwege ist Leiter des Panzi-Hospitals, das sich auf die Behandlung von Frauen und Mädchen spezialisiert hat, die Opfer von sexualisierter Gewalt und Gruppenvergewaltigungen geworden sind. Sexualisierte Gewalt wird im Kongo als strategisches Mittel zur Zerstörung sämtlicher Grundlagen der Gesellschaft genutzt und ist daher eindeutig als Kriegsverbrechen zu bewerten. Mukwege hat seit 1999 über 50 000 Frauen und Mädchen operiert und behandelt, die solchen Praktiken zum Opfer gefallen sind. Für sein Engagement wurde er mehrfach mit internationalen Preisen wie dem Menschenrechtspreis der Vereinten Nationen,

dem Alternativen Nobelpreis und dem Sacharow-Preis des Europäischen Parlaments ausgezeichnet.

An die Delegation von Theologinnen und Theologen richtete Denis Mukwege einen eindringlichen Appell. Es sei ein Skandal, dass weder die EU noch die USA die alltägliche Gegenwart von sexualisierter Gewalt verurteilen oder sich hiergegen positionieren würden. Alle Preise, die er erhalten habe, seien für die Menschen im Kongo folgenlos geblieben. Gespräche mit dem französischen Staatspräsidenten Macron oder Bundeskanzlerin Merkel hätten zu keiner Verbesserung geführt. Insgesamt hätten alle Interventionen auf politischer Ebene nichts bewirkt. Vielmehr sei zu beobachten, dass die Zahl vergewaltigter Frauen seit Kurzem wieder ansteige. Diesbezüglich äußerte Mukwege auch die Befürchtung, dass durch die einsetzende Elektromobilitätswende mit dem enormen Bedarf an Kobalt eine neue Dimension der Ausbeutung des Landes einhergehen wird.

Mukweges Appell richtete sich schließlich auch an die Kirchen in Deutschland und Europa: „Die Kirchen in Deutschland müssen endlich ihre Stimme erheben für die alltäglichen Opfer der Gewalt im Ostkongo, vor allem für die ermordeten Kinder und die vergewaltigten Frauen.“

KALTER KRIEG AUF MILLIONEN DISPLAYS



**Propagandaschlachten, Fake News
und Hacktivist*innen an der Cyberfront**

Von Bernhard Irrgang



7. Mai 1999: Als die Nato versehentlich die chinesische Botschaft in Belgrad bombardiert, beginnt ein Propagandakrieg bis dahin ungekannten Ausmaßes



Prof. Dr. Dr. Bernhard Irrgang,
 Institut für Philosophie,
 TU Dresden; Mitglied des
 Ita-Beraterkreises beim
 BMFB zur Gestaltung
 innovativer Zukunftstech-
 nologien, Bereich KI und
 virtuelle Realitäten.

Wir benutzen täglich unsere globalen Informationsnetze, ohne lange zu überlegen, welche Folgen das für uns haben könnte. Jahrhundertlang war das westfälische System souveräner Nationalstaaten weltweit vorherrschend. Heute spielen physische Grenzen zwar immer noch eine Rolle, doch in einer Onlinewelt verschwimmen solche Trennlinien. Damit verschwinden aber auch traditionelle transnationale Verbrechensbarrieren (vgl. Goodman 2015, 28f.). Nach der anfänglichen Malware-Explosion erzeugte die Antivirussoftware die Illusion von Sicherheit. Dabei erkennt sie nur etwa fünf Prozent aller Bedrohungen (vgl. Goodman 2015, 31–33). Neben den transnational organisierten Verbrechersyndikaten stellen sogenannte Hacktivist*innen – politisch motivierte Cyberangreifer – eine der einflussreichsten und mächtigsten Gruppen im Cyberspace dar. Als dritte wichtige Gruppe kommen die militärisch organisierten Mitglieder der Cyberwar-Abteilungen im staatlichen Dienst hinzu (vgl. Goodman 2015, 46 f.). Wenn man sämtliche Diebstähle geistigen Eigentums aus Wirtschaft, Regierung und Militär zusammenrechnet, haben Chinas Hackerangriffe auf die Vereinigten Staaten zum größten Wohlstandstransfer der Menschheitsgeschichte geführt (vgl. Goodman 2015, 53).

Die Verbindung der Gruppen zwei und drei hat in den letzten Jahren zu einer neuen Dimension im Cyberwar als Informationskrieg und Kampf der Ideologien geführt, der sich immer deutlicher abzeichnet und sich insbesondere sozialer Netzwerke und Nachrichtendienste im Internet bedient. Soziale Netzwerke unterwandern schon ohne diese Einflüsse die Privatsphäre und höhlen deren Basis aus, indem sie den Schein erwecken, Privatsphäre für ihre Nutzer zu erzeugen. Die Meinung, man hätte ja nichts zu verbergen,

ist blauäugig und naiv, denn andere können dies ganz anders sehen und einen dementsprechend behandeln. Diese Einstellung macht Andersdenkende, die auf ihrer Privatsphäre beharren, zu Außenseitern oder gar zu Kriminellen, weil sie sich der neuen Gemeinsamkeit verschließen und vermutlich ja auch etwas zu verbergen haben. Beim Anlegen eines vermeintlich vertraulichen Profils für einen kostenlosen Onlinedatingdienst gibt man Informationen preis, die man keinem Datenhändler oder Meinungsforscher kundtun würde (vgl. Goodman 2015, 105).

Durch den Einbezug der Öffentlichkeit in die destabilisierende Wirkung des Informationskrieges mit gezielter Desinformation nicht mehr nur vor Wahlen ist in der Zwischenzeit nach meinem Dafürhalten ein weiterer Schritt mit Rubikon-Charakter getätigt worden. Dieser stellt für mich offenkundig die zugegeben transformierte Rückkehr zum Kalten Krieg dar, heute selbstverständlich mit anderen Mitteln, eben denen des Cyberwars. Dieser ist kein Krieg mehr der Nachrichtendienste untereinander, arbeitet auch nicht mit atomarer Abschreckung, sondern unter unmittelbarem Einbezug der Bevölkerung. Bevorzugte Strategie heute ist die Verbreitung von Fake News, gezielter Desinformation und Hasspredigten inklusive einer Beeinflussung von Wahlen, wie in den USA, Frankreich, Ungarn und Italien geschehen, um die USA und Europa zu destabilisieren. So sind heute verdeckte militärische Aktionen ohne rechtliche Regulierung, die für herkömmliche Kriege immerhin noch galt, wenn sie auch nicht immer eingehalten wurde, an der Tagesordnung. Die alltägliche Öffentlichkeit des Internets ist das Schlachtfeld in demokratischen Gesellschaften geworden.

In größerem Umfang begann der Propagandakrieg mit Nachrichten über die militärische Auseinandersetzung im Balkankrieg insbesondere nach dem Angriff der Nato auf die chinesische Botschaft in Belgrad. Solche Aktivitäten müssen eher als Formen der Cyberkriminalität behandelt und bekämpft werden, mit polizeilichen nachrichtendienstlichen Mitteln (Irrgang 2016). Die besondere Perfidie dieser Propagandaschlacht ist, dass der Internetnutzer sich nie sicher sein kann, ob ein Internetkommentar oder Blogger tatsächlich unabhängig oder von den Geheimdiensten gesteuert ist. Die Zeiten für demokratische Regime sind nicht gerade rosig und sie sind besonders empfindlich für Cyberwar-Maßnahmen und den Internetkrieg zur

Destabilisierung ihrer politischen Systeme. Der Staat sollte offensiv gegen die antidemokratischen und antieuropäischen Kampagnen vorgehen. Hier kommt den öffentlich-rechtlichen Sendern und Anbietern von Nachrichten aufgrund der demokratischen Kontrolle eine besondere Bedeutung zu. Im Übrigen offenbart sich hier auch, wie patriotisch Pegida und andere rechte politische Gruppierungen sind, da sie durch Übernahmen und Weiterverbreitung von Fake News die Identität ihrer eigenen Nation zumindest gefährden.

Demokratische Systeme haben die systemimmanente Problematik, dass durch demokratische Wahlen demokratiefeindliche, patriotische und gegen Europa eingestellte Regierungen in Europa selbst zunehmend an die Macht kommen. Dies kann durch den Internetpropagandabetrieb ausgenutzt werden, was insbesondere einige von Russlands Nachrichtendiensten gesteuerte Fernsehsender und Internetforen in der letzten Zeit häufig vorführen. Die betreffenden Staaten bezeichnen diese Vorwürfe als falsche Anschuldigungen, weil Ursprünge von Cyberwar-Attacken nur sehr schwer mit hinreichender Sicherheit nachverfolgt und bewiesen werden können. Die Wahlbeeinflussungen in den USA zugunsten Trumps und Putins offene Kontakte zu europafeindlichen Kräften in Europa sind offensichtlich. Die Schlussfolgerung liegt also nahe, dass soziale Netzwerke auch in demokratischen Staaten einer stärkeren Kontrolle – selbstverständlich rechtlich reguliert und demokratisch legitimiert – unterworfen werden müssen, nicht zuletzt, wenn wie bei Facebook offenkundig wird, dass diese Netzwerke in erster Linie wohl dafür da sind, die Privatsphäre ihrer Nutzer auszuspionieren.

Dabei hat sich die These, dass die Globalisierung zum Ende des Nationalstaates geführt hat, als unhaltbar erwiesen. Klimakatastrophe, die Wiederkehr des Kalten Krieges, der Turbokapitalismus im Zeichen des Internets und die Digitalisierung der Finanzwelt haben gezeigt, dass nationale und internationale Staatenkonzepte mit ihrer Allgemeinwohlverpflichtung neue Aufgaben haben. Es ist aber auch nicht mehr zu übersehen, dass das radikale Konkurrenzprinzip neoliberaler Globalisierung und die Grundausrichtung der Weltwirtschaftsordnung am Geist des Utilitarismus an die Grenzen dieses Konzepts geführt haben und wohl nicht zuletzt dadurch die Konflikte weltweit im Anwachsen begriffen sind. Aus diesem Grunde sollten Kooperation und die Abarbeitung von Konflikten zur Prävention bewaffneter Auseinandersetzungen und zur Vermeidung von Präventivkriegen aus Gründen des Allgemeinwohls von demokratischen Staaten verstärkt ins Spiel gebracht werden. Dies macht Veränderungen in der Verteidigungsstrategie insbesondere demokratischer Staaten erforderlich. Es muss mehr in politische Bildung investiert werden. Selbstverteidigung und Notwehr sind gegen derartige Strategien geboten. Damit ergeben sich neue Aufgaben und Perspektiven von der und für die Cyberfront. ▲

Literatur:

Goodman, Marc 2015: Global Hack. Hacker, die Banken ausspähen. Cyber-Terroristen, die Atomkraftwerke kapern. Geheimdienste, die unsere Handys knacken (Hanser 2015)

Irrgang, B. 2016: Internetkriminalität und Cyberwar – technologische Macht angesichts neuer Dimensionen des Virtuellen und die Zukunft der Informations-Gesellschaft; in: M. Funk, S. Leuteritz, B. Irrgang (Hg.) 2016: Cyberwar@Drohnenkrieg. Neue Kriegstechnologien philosophisch betrachtet (Königshausen & Neumann 2017)

AUF DEM WEG ZU EINER GEMEINSAMEN STRATEGISCHEN KULTUR



Wie steht es um den Aufbau einer Europäischen Sicherheits- und Verteidigungsunion – und was bedeutet das für die Bundeswehr?

Von Armin Staigis



„Es fehlt an einer gemeinsamen strategischen Kultur“: Frankreichs Präsident Macron bei seiner Rede an der Sorbonne

Europa in einer unsicheren Welt

Die multipolare Welt, die sich viele als Alternative zur US-Hegemonie herbeigewünscht hatten, sie ist nun Wirklichkeit. Nur hat diese Welt keine Ähnlichkeit mit der freundlichen Utopie, die sich manche darunter vorgestellt haben.

Die Europäische Union, als Friedensstifter nach innen gegründet, steht heute angesichts der Krisen und Konflikte in ihrer Nachbarschaft vor der Erkenntnis, dass es sich bei der EU nicht nur um eine Wirtschaftsgemeinschaft handelt, sondern um einen politischen Akteur mit gemeinsamen Werten und Interessen, die es zu sichern und zu verteidigen gilt.

Die Europäer müssen ihr „Schicksal wirklich in die eigene Hand nehmen“, da sie sich nicht mehr „auf andere völlig verlassen“ können, wie es Bundeskanzlerin Merkel schon im Jahr 2017 in München zum Ausdruck gebracht hat. Für die EU geht es um eine Kultur der Selbsterklärung und Selbstbehauptung in Zeiten des Brexits, in denen Wirtschafts-, Flucht- und Migrationskrise nicht überwunden und in einigen Staaten sehr unterschiedliche Auffassungen zu freiheitlich-demokratischen Grundprinzipien der Union erkennbar sind. Die globalen Herausforderungen brauchen europäische Antworten.

Die EU auf dem Weg zu einer Sicherheits- und Verteidigungsunion?

Europa darf sicherheitspolitisch nicht ein De-facto-Protectorat der USA bleiben. Diese Forderung stammt nicht von der auf sich selbst bezogenen Trump-Administration – „America First“ –, sondern datiert zurück in das Jahr 1997, geäußert von Zbigniew Brzezinski, dem Sicherheitsberater der Carter-Präsidentschaft. In dieser multipolaren Welt ist es nicht mehr vertretbar, dass 320 Millionen Amerikaner für die Sicherheit und Verteidigung von 500 Millionen Europäern immer noch die Hauptverantwortung und die wesentlichen Lasten tragen.

Auf der Grundlage des Lissaboner Vertragswerks und der Globalen Strategie für die Außen- und Sicherheitspolitik der Europäischen Union von 2016 ist in den letzten Jahren eine Vielzahl von Initiativen der Gemeinsamen Sicherheits- und Verteidigungspolitik (GSVP) auf den Weg gebracht worden, die zu einer EU-Sicherheits- und Verteidigungsunion führen sollen. Ausgehend von den noch immer unterschätzten Erfolgen der GSVP mit

tels Operationen und Missionen in den ersten 15 Jahren, soll zukünftig konzeptionell und planerisch der notwendige Fähigkeitsaufbau der nationalen Streitkräfte in der EU konsequent vorangebracht werden. Instrument hierzu ist die im EU-Vertrag vorgezeichnete Ständige Strukturierte Zusammenarbeit, der 25 EU-Staaten beigetreten sind. Die ersten 17 Projekte sind bereits identifiziert, um militärische Fähigkeitslücken zu schließen und Rüstungsprojekte gemeinsam zu entwickeln. Der geschaffene Europäische Verteidigungsfonds, von der EU-Kommission auf den Weg gebracht und aus dem EU-Haushalt finanziert, wird die Mitgliedsstaaten bei spezifischen Vorhaben der Forschung und Fähigkeitsentwicklung unterstützen. Mit einer koordinierten jährlichen Überprüfung der nationalen Planungen, analog zu den in anderen Bereichen bereits praktizierten „Europäischen Semestern“, sollen Arbeits-, Zeit- und Finanzpläne unter Kontrolle gehalten und weiterentwickelt werden.

Hinzukommen wird eine Überprüfung der Finanzierung der gemeinsamen Kosten der militärischen Operationen und Missionen. Weiterhin ist in

diesem Gesamtkontext die 2016 wieder aufgenommene enge Zusammenarbeit zwischen der Nato und der EU hervorzuheben, mit derzeit 74 Projekten wie der Abwehr hybrider Bedrohungen, zur Cybersicherheit oder die Zusammenarbeit bei Operationen im Mittelmeer.

Federica Mogherini, die Hohe Vertreterin der EU für die Außen- und Sicherheitspolitik, hat anlässlich des Europäischen Rates im Dezember 2017 in Würdigung dieser Ergebnisse von einem „historischen Moment in der Europäischen Verteidigung“ gesprochen.

Keineswegs sollten die erzielten Ergebnisse der Gemeinsamen Sicherheits- und Verteidigungspolitik gering geschätzt werden, aber es sind lediglich Schritte hin zu einer Europäischen Sicherheits- und Verteidigungsunion. Die genannten Einzelprojekte lassen noch keine umsetzbare strategische Ausrichtung europäischer Sicherheit und Verteidigung erkennen. Gerade darauf käme es jetzt an, in Zeiten amerikanischer Selbstbezogenheit, russischer Einfluss- und Machtpolitik, einer in Brand und Mord versinkenden südlichen Nachbarschaft und weiter aufstrebender asiatischer Mächte.



Armin Staigis
Brigadegeneral a. D.,
Vorsitzender des
Freundeskreises der
Bundesakademie
für Sicherheitspolitik
(BAKS) e. V.,
von 2013 bis 2015
Vizepräsident der
BAKS in Berlin.

Strategische Ausrichtung der EU im Zusammenwirken mit der Nato

Der französische Präsident Macron hat in seiner Sorbonne-Rede im September 2017 das bestehende Defizit zur strategischen Ausrichtung der EU wie folgt identifiziert: „Woran es Europa, diesem Europa der Verteidigung, heute am meisten fehlt, ist eine gemeinsame strategische Kultur.“ Federica Mogherini spricht von der Notwendigkeit einer „common strategic culture“. Es geht um die konkrete strategische Ausgestaltung der in der Erklärung von Rom getroffenen Feststellung: „... eine Union, die sich zur Stärkung ihrer gemeinsamen Sicherheit und Verteidigung bekennt, auch in Zusammenarbeit und Komplementarität mit der Nordatlantikvertragsorganisation ...“

Dies dürfte bei den zukünftig 27 EU-Staaten, davon 21 Nato-Mitgliedsstaaten, mit unterschiedlichen verfassungsrechtlichen außen- und sicherheitspolitischen Verpflichtungen und verschieden gewachsenen Strategiekulturen nicht einfach sein. Letztlich geht es dabei um ein zielgerichtetes Bündeln von Souveränität innerhalb der EU.

Denn es wird zunehmend unabweisbar, dass die EU in dieser multipolaren, fragilen Welt nicht als loser Verbund sich stets mühsam zusammenraufender Nationalstaaten bestehen kann, sondern nur integriert, einig und stark handlungsfähig sein wird.

Ein solcher Ansatz müsste in diesem Verständnis zu einer Angleichung der Strategiekulturen, einem gemeinsamen Verständnis von Risiken und Bedrohungen und einer Übereinkunft zu geeigneten Präventions- und Reaktionsformen führen. Dazu gehört zwingend die strategische Ausgestaltung der Beziehungen und des Zusammenwirkens von Nato und EU. Es muss die Frage beantwortet werden, wie die Beistandsverpflichtungen aus dem Nato- und EU-Vertrag auf sich gegenseitig verstärkende Weise umsetzbar sind. Weiterhin dürfte vernetztes Handeln im gesamten Aufgabenspektrum von EU und Nato vonnöten sein in einer Zeit, in der zwischen innerer und äußerer Sicherheit nicht mehr unterschieden werden kann, hybride Bedrohungen auf dem Vormarsch sind und neue technologische Dimensionen, wie beispielsweise der Cyberraum, konsequent genutzt werden.

Fähigkeiten und Strukturen einer europäischen Sicherheits- und Verteidigungsunion

Für die Verbesserung der europäischen Sicherheit und Verteidigung sind allen voran die Europäer selbst zuständig. Die Ressourcen wären vorhanden, denn zusammengenommen sind die Verteidigungsausgaben der EU-Staaten die zweithöchsten der Welt, bei der EU zu 27 betragen sie circa 200 Milliarden Euro, und ihre Streitkräfte sind mit 1,5 Millionen Soldaten mit die umfanglichsten auf diesem Globus. Gerade die EU-Staaten und die europäischen Nato-Mitgliedsstaaten haben im bi- und multilateralen Rahmen viel unternommen, um Fähigkeiten zu bündeln und gemeinsame Strukturen zu schaffen. Trotzdem bleibt bei fortbestehenden nationalen Streitkräfteplanungsprozessen, verbunden mit vornehmlich national ausgerichteten Rüstungsinteressen, der „Output“ bei 27 Staaten zu gering und ist immer noch zu stark fragmentiert. So leisten sich die Europäer beispielsweise noch heute eine Vielzahl verschiedener Typen von gepanzerten Gefechtsfahrzeugen und vergeben 80 Prozent der



Fordert eine Verteidigungsunion:
Federica Mogherini, bei der EU für
Außen- und Sicherheitspolitik zuständig

Rüstungsaufträge an ihre jeweiligen nationalen Industrien. Die bereits genannten GSV-Initiativen der letzten Jahre werden hier zu Verbesserungen führen, aber wohl kaum den erhofften Durchbruch erzielen.

Auf der Grundlage der strategischen Ausrichtung bedarf es deshalb einer gemeinschaftlich weiterentwickelten EU-Streitkräfteplanung, eng koordiniert mit den Nato-Erfordernissen. Mit der Gent-Initiative 2011 war man schon auf einem guten Weg, der leider nicht konsequent weiterverfolgt wurde. Diese Initiative ließ den Staaten ein hohes Maß an Eigenständigkeit, da sie entscheiden konnten, welche Fähigkeiten und Strukturen sie national weiterhin bereitstellen wollten und welche Fähigkeiten und Strukturen sie mit anderen gemeinsam zusammenfassen – „Pooling“ – beziehungsweise welche sie mit anderen teilen würden – „Sharing“. Ein solcher nationaler „Bottom-up“-Ansatz wäre dann über ein „Top-down“-Vorgehen in der EU zu koordinieren und zu einem europäischen Streitkräftedispositiv einvernehmlich weiterzuentwickeln. Hochwertige Zukunftsprojekte wie strategische Aufklärung, Führung- und Informations-

systeme, Cybersicherheit, Drohnen und strategische Transportkapazitäten wären beim „Sharing“, alternativ beim „Pooling“ anzusiedeln. Weiterführend ließen sich darauf basierend europäische Streitkräftestrukturen entwickeln, mit einem strategischen zivil-militärischen Hauptquartier in Brüssel an der Spitze, in Kompatibilität und Komplementarität zu den Nato-Kommandostrukturen.

Die Bundeswehr als Teil der „Armee der Europäer“

Die Bundeswehr ist mit ihrer inneren Verortung von ihrem Erfahrungshintergrund her und auch strukturell für den Weg zur „Armee der Europäer“, wie im Koalitionsvertrag der 19. Legislaturperiode vorgegeben, gut gerüstet. Aber Deutschland muss bereit sein, gemeinsam mit Frankreich voranschreitend, die Frage nach der „Strategischen Kultur“ und nach der eigenen politisch-militärischen Verantwortung für europäische Sicherheit und Verteidigung zu beantworten. Weiterhin gilt es, unter den verfassungsrechtlichen und haushalterischen Vorgaben unsere Streitkräfteplanung und Rüstung noch viel stärker als bisher zu multinationalisieren, das heißt zu europäisieren. Dabei

werden wir uns bei unseren Fähigkeiten viel stärker zu konzentrieren und von „Liebgewordenem“ zu verabschieden haben, und wir werden lernen müssen, uns auf andere zu verlassen, so wie sich andere auf uns verlassen. Dieser planerische Kulturwandel dürfte einhergehen mit einem realen, wenn zukünftig Europäer aus anderen EU-Staaten in der Bundeswehr Dienst tun und auch auf diese Weise unsere Streitkräfte europäisieren und zukunftsfähig machen.

Ein wichtiger Schritt im Sinne der Präambel des Grundgesetzes

Die Bildung einer Europäischen Sicherheits- und Verteidigungsunion mit einer „Armee der Europäer“ ist wohl ein unentbehrlicher Schritt zu einer handlungsfähigen Europäischen Union zur Wahrung ihres globalen Anspruchs und der damit einhergehenden Verantwortung. Wahrscheinlich werden zunächst einige vorangehen und Fakten schaffen müssen, was dann im Ergebnis auch attraktiv für andere sein wird. Für uns Deutsche wäre es ein wichtiger Schritt, unserer Verpflichtung aus der Präambel des Grundgesetzes „... in einem vereinten Europa dem Frieden in der Welt zu dienen...“ gerecht zu werden. ▲

„Die Bildung einer Europäischen Sicherheits- und Verteidigungsunion mit einer ‚Armee der Europäer‘ ist wohl ein unentbehrlicher Schritt zu einer handlungsfähigen Europäischen Union.“

FRIEDENS-ETHIK



Die Baustelle des Grand Ethiopian Renaissance Dam im Nordwesten Äthiopiens, des künftig größten Staudamms Afrikas (o.); ein Flüchtling geht mit einem Kanister in der von Dürre und Hunger geplagten Somali-Region im Westen Äthiopiens zu einem Brunnen (u.)





54 nukleare Trägerraketen vom Typ Titan II waren in den Vereinigten Staaten während des Kalten Krieges stationiert, um im Extremfall Russland anzugreifen. Das letzte verbleibende Exemplar kann heute in seinem Silo von Touristen besichtigt werden – im Titan Missile Museum nahe der Stadt Tucson in Arizona

MENETEKEL DER SELBSTVERNICHTUNG



Die Kirchen auf dem Weg zu einem gemeinsamen Nein zur nuklearen Abschreckung
Von Heinz-Günther Stobbe



Professor i.R. Dr.
**Heinz-Günther
Stobbe** hatte von
1996 bis 2013 die
Professur für
Systematische
Theologie und
theologische
Friedensforschung
der Universität
Siegen inne.

*Vergessen Sie Hiroshima, Little Boys
Natur wird weiterhin in Tausenden von
Brüdern mit stählerner Haut geklont.
Solange ihre Schöpfer sie versteckt
halten, schlummern sie träge wie ein
Bär im Winterschlaf vor sich hin, doch
wenn der Befehl kommt, sie zu wecken,
wird die gesamte Hitze aller Sommer
aus dem Bau herausbrechen, und alle
Höhlen, alle Häuser, alle Mäuler wer-
den schwarz aufklaffen wie eine Tür, die
der Temperatur nicht länger standhält.
Hiroshima wird dann nichts weiter als
eine historische Fluse sein.*

*Perezagua, Marina: Hiroshima.
Roman, Stuttgart 2018*

Am 16. Juli 1945 um 5.29 Uhr Ortszeit wurde in New Mexico die erste Atombombe gezündet. Es war eine Plutonium-Implosionsbombe mit der Sprengkraft von 21 Kilotonnen TNT und sie trug, wie der gesamte Test der neuen Waffe, den denkwürdigen Namen „Trinity“. Die kilometerhoch in die Atmosphäre aufsteigende, sich pilzförmig entfaltende Explosionswolke wurde fortan zum schaurig-schönen Symbol des 20. Jahrhunderts, zum Menetekel der drohenden Selbstvernichtung der Menschheit. Diese Möglichkeit stand den Beobachtern der Szene vom ersten Moment an buchstäblich vor Augen: „Wir wussten“, erinnerte sich J. R. Oppenheimer, einer der wissenschaftlichen „Väter“ des völlig neuartigen nuklearen Sprengkörpers, 20 Jahre danach an die Situation, „dass die Welt nicht mehr dieselbe sein würde. Manche lachten, manche weinten.

Die meisten schwiegen.“ Er selbst will an die Worte Vishnus in der Bhagavad Gita gedacht haben: „Nun bin ich der Tod geworden, der alles raubt, Erschütterer der Welten.“

Dieser fast visionäre Einfall sollte alsbald Wirklichkeit werden: Bereits knapp einen Monat später, am 6. August 1945, wurde eine „Little Boy“ genannte Bombe über Hiroshima abgeworfen und tötete innerhalb von Sekunden mindestens 90 000 Menschen. Drei Tage später starben in Nagasaki noch einmal mindestens 50 000 Menschen durch eine weitere Bombe namens „Fat Man“. Die Zahl der Strahlenopfer, die zusätzlich in den Jahren und Jahrzehnten nach Kriegsende zu beklagen waren, wird auf etwa 300 000 geschätzt. Dieses todbringende Ereignis sollte in der Tat die Menschenwelt erschüttern. Das Bild des Atompilzes hat sich dem Bewusstsein der Menschheit unauslöschlich eingepägt, danach zigfach überlagert und verstärkt durch den Anblick weiterer, noch weitaus gewaltigerer Testexplosionen, mehr als 2000 bis 2013. Die sowjetische Wasserstoffbombe „Zar“, gezündet im Jahr 1961, besaß eine Sprengkraft von gut 50 Megatonnen TNT, dagegen nahm sich „Little Boy“ mit 15 Kilotonnen fast wie ein „Baby“ aus, fast das 4000-Fache kleiner. Niemals vorher oder nachher hat der Mensch eine gewaltigere Explosion ausgelöst.

Der Abwurf der ersten beiden Atombomben auf bewohnte Städte war Teil des Kriegsgeschehens im Pazifik und wurde mit dem Argument gerechtfertigt, er habe eine noch größere Zahl von Toten vermieden, die bei einer Landung der US-Armee in Japan umgekommen wären. Dessen Stichhaltigkeit war bereits im Kreis der Physiker des Manhattan-Projekts umstritten, je näher sie dem Erfolg ihrer Arbeit und dem Einsatz der Bombe kamen. Es gab ja auch den Vorschlag, den Japanern eine Kernwaffenexplosion in der Wüste vorzuführen,

um sie durch diese Demonstration zum Einlenken zu bewegen. Er wurde von der militärischen und politischen Führung Amerikas nie ernsthaft erwogen, und manche werteten das als Hinweis darauf, dass der Abwurf der Atombomben in Wahrheit dazu diene, ihre Wirkung unter Realbedingungen zu testen. Andere sahen und sehen darin ein Signal der technischen und militärischen Überlegenheit, das in erster Linie an die sowjetische Regierung adressiert war. Dann würden Hiroshima und Nagasaki nicht nur das Ende des heißen Krieges mit Japan, sondern auch den Anfang des Kalten Krieges zwischen den USA und der Sowjetunion markieren, in dessen Verlauf sich in West und Ost eine wahnwitzig anmutende nukleare Aufrüstung vollzog. An seinem Höhepunkt verfügten die beiden Supermächte USA und Sowjetunion insgesamt über fast 90 000 atomare Sprengköpfe, China, Großbritannien und Frankreich zusammen über mehr als 1000.

Die Sprengkraft der allermeisten Bombentypen überstieg diejenige von „Little Boy“ und „Fat Man“ um ein Vielfaches. Nach 1989 wurde die Zahl der Atomwaffen deutlich verringert, doch das vorhandene Zerstörungspotenzial reichte immer noch, um den Planeten Erde in eine menschenleere, lebensfeindliche Wüste zu verwandeln. Daran hat sich bis heute nichts geändert: 2015 besitzen die USA über 7000 Sprengköpfe, Russland etwa 7500, die übrigen Atommächte über 1000. Die Arsenale werden derzeit erneuert, modernisiert und ausgeweitet, ihr Einsatz fortwährend geplant und trainiert, überwiegend unbeachtet von der Öffentlichkeit. Doch das ist längst nicht mehr das einzige Problem. Nach 1945 suchten die USA das Geheimnis

der Bombe eifersüchtig zu hüten, allerdings vergebens. Bald zog die UdSSR nach und im Laufe der Zeit kamen weitere Staaten hinzu: Großbritannien, Frankreich, China, Israel, Indien, Pakistan, Nordkorea. Das heißt, das Atomwaffenmonopol der Supermächte ist unwiderruflich gebrochen, die Welt nunmehr geteilt in nukleare „Haves“ und „Have-nots“, wobei manche der Habenichtse hartnäckig den Besitz von Nuklearwaffen anstreben. Nach wie vor und mehr denn je lebt die Menschheit „im Schatten der Bombe“ (G.F. Kennan).

Die Geschichte der Waffe ist auch die Geschichte des Kampfes gegen sie

Die Geschichte der Atomwaffen war stets begleitet von Protest und Ablehnung. Erinnerung sei lediglich an den Stockholmer Appell des Weltfriedensrates vom 19. März 1950, in dem ein international kontrolliertes Verbot der Atomwaffen gefordert sowie die Anklage als Kriegsverbrecher aller der Personen, die für ihren Einsatz verantwortlich sein würden. Innerhalb weniger Monate unterzeichneten zwei Millionen Bundesbürger und weltweit 500 Millionen Menschen den Aufruf. Es folgte, meist im Zusammenhang mit jeweils aktuellen Ereignissen, eine ganze Reihe von unterschiedlichen Initiativen und Kampagnen wie etwa „Nuclear Freeze“ oder „Global Zero“.

In der Bundesrepublik Deutschland entstand in den Jahren 1957 und 1958 die Bewegung „Kampf dem Atomtod“, die sich vorrangig gegen die atomare Bewaffnung der deutschen Bundeswehr oder die Stationierung von Atomwaffen in der Bundesrepublik Deutschland richtete und sich auf eine selten breite Unterstützung in den Gewerkschaften, Parteien und Kirchen stützen konnte. Neuen Auftrieb erhielt die internationale Protestbewegung durch die „Kampagne zur Abschaffung der Atomwaffen“ (ICAN), der am 6. Oktober 2017 der Friedensnobelpreis verliehen wurde. Gegründet im Jahr 2007 in Wien, verfügt die Organisation über ein kleines Büro unter dem Dach des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf, das die Schwedin Dr. Beatrice Fihn leitet. Trotz dieses Minimalbestands an Bürokratie umfasst ICAN derzeit 498 Mitgliedsorganisationen in 101 Ländern, eine bemerkenswerte Steigerung seit 2007, als ICAN in nur zwölf Ländern vertreten war. Dennoch bleibt Nüchternheit geboten. Denn der Widerstand gegen die Atomrüstung hat deren Verlauf bis in die Gegenwart hinein nur minimal zu beeinflussen vermocht. Immerhin gibt es jetzt innerhalb der Vereinten Nationen ein breites Bündnis von Staaten, die sich für ein Verbot der Atomwaffen einsetzen.

Die Kirchen: einig über das Ziel, nicht über den Weg

Die christlichen Kirchen, die sich nach den niederschmetternden Erfahrungen eigenen Versagens vor dem Ersten Weltkrieg entschieden als Friedenskräfte verstehen wollten, waren sich einig in der Ablehnung des Krieges als einem Widerspruch gegen den Willen Gottes. Folgerichtig verurteilte die erste Vollversammlung des Weltrates der Kirchen 1948 in Amsterdam den Atomkrieg mit seiner nie dagewesenen Zerstörungskraft als „Sünde wider Gott“. Aber jenseits dieser Übereinstimmung gab es tiefgreifende Unterschiede in Bezug auf die politischen Konsequenzen der gemeinsamen Haltung. Diese Spannung durchzieht von Anfang an auch die kirchlichen Stellungnahmen zur Atomrüstung. Bezeichnend dafür ist etwa die Erklärung des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen in Toronto, der sich mit dem Koreakrieg und der internationalen Ordnung beschäftigte. Während die Mehrheit der ZA-Mitglieder den Einsatz von UN-Truppen als Antwort auf die nordkoreanische Invasion ausdrücklich begrüßte, verweigerten die friedenskirchlichen Vertreter dieser Aussage ihre Zustimmung. Und auch die einvernehmliche Kritik an den Massenvernichtungswaffen war sofort mit einer Abgrenzung verbunden: „Wie die modernen Kriegsmethoden – Atomwaffen, bakteriologische Waffen und totale Zerbombung – angewandt werden, nehmen Gewalt und Zerstörung ein so furchtbares Ausmaß an, dass dadurch auch die letzten Grundlagen alles Rechts und aller Kultur in Gefahr geraten. Es ist daher unbedingt erforderlich, dass diesen Methoden durch internationale Vereinbarung ein für alle Mal ein Ende gemacht wird. Wir begrüßen jeden ernsthaften Vorschlag, der dazu helfen will. Die ‚Botschaft von Stockholm‘ können wir freilich nicht als einen solchen Vorschlag betrachten, sondern lediglich als einen Akt der Propaganda. Denn sie verlangt zwar, dass die Atomwaffen verboten werden, will aber eine wirksame internationale Kontrolle für jetzt und künftig nicht zulassen.“

Kurz gesagt: Der Atomkrieg wird von Kirchen einheitlich verurteilt, eine Ächtung der Atomwaffen allgemein gefordert, doch der Weg dorthin ist umstritten und deshalb auch die nukleare Abschreckung als Strategie der Kriegsverhütung bis zur Abschaffung der Nuklearwaffen. In den Kirchen der Bundesrepublik Deutschland war die Auseinandersetzung zunächst hauptsächlich um das Problem der atomaren

„Wir wussten, dass die Welt nicht mehr dieselbe sein würde. Manche lachten, manche weinten. Die meisten schwiegen.“

Bewaffung der noch jungen Bundeswehr zentriert, das für eine Weile zum Hauptthema der jährlichen Ostermärsche der Friedensbewegung wurde. Doch die kirchlichen Bruderschaften verfochten von Anfang an die Linie eines strikten Atomwaffenverbots. Die EKD-Mitgliedskirchen folgten ihnen darin allerdings nicht, auch die römisch-katholische Kirche nahm sowohl lehramtlich als auch in ihrer Mehrheit eine andere Position ein. Zugleich blieb eine Stimme wie die von Pater Gundlach SJ, die selbst einen Atomkrieg noch für moralisch vertretbar hielt, ein Einzelphänomen. In Anbetracht der Konfrontation der atomaren Supermächte plädierten die Deutsche Bischofskonferenz und die EKD im Sinne einer Art Notstandsethik für eine bedingte und befristete Duldung der Abschreckungspolitik. Diese eingeschränkte Toleranz wurde an die Voraussetzung einer wirksamen Abrüstungspolitik geknüpft, die erkennbar darauf abzielen musste, die Atomwaffen vollständig zu beseitigen.

Die katholische Position

Obgleich die USA und die UdSSR nach dem Ende des Kalten Krieges tatsächlich deutlich abrüsteten, hielten sie jedoch unbeirrbar an der nuklearen Abschreckung fest. Seit einigen Jahren wird im Gegenteil das nukleare Arsenal modernisiert und ausgeweitet, und zwar mit dem erklärten Ziel, einen Atomkrieg führen



Kraterwüste in Nevada, wo zu Versuchszwecken zwischen 1951 und 1992 Hunderte Atombomben unter der Erde gezündet wurden

und gewinnen zu können. Für diejenigen Kirchen, die das System der nuklearen Abschreckung schon immer verworfen haben, ist diese Veränderung belanglos, für die anderen aber stellt sich nun die Frage, ob sie ihren bisherigen vermittelnden Standpunkt jetzt aufgeben und ebenfalls verschärfen müssen. Papst Franziskus ist offenkundig zu der Überzeugung gelangt, es sei Zeit für ein grundsätzliches Nein.

Die Päpste der Periode nach dem Zweiten Weltkrieg haben unermüdlich ihre Möglichkeiten genutzt, um vor einem neuen Krieg zu warnen und für den Frieden zu wirken. Die vatikanische Diplomatie hat sich deshalb kontinuierlich für Rüstungskontrolle und Abrüstung und besonders für ein Ende der oberirdischen Atombombentests sowie die Ächtung der Nuklearwaffen eingesetzt. In seiner Botschaft an die UN-Konferenz zu Verhandlungen über ein Atomwaffenverbot im März 2017 hat Papst Franziskus noch einmal die Hauptgründe der Atomwaffenkritik benannt und erklärt. In diesem Kontext wird das letzte Ziel der vollkommenen Abschaffung von Atomwaffen sowohl zu einer Herausforderung als auch zu einer moralischen und humanitären Pflicht. Als das neu gegründete Dikasterium für die ganzheitliche Entwicklung des Menschen vom 9. bis 11. November 2017

in Rom ein internationales Symposium zum Thema „Perspektiven für eine atomwaffenfreie Welt und umfassende Abrüstung“ organisierte, lud der Papst die Teilnehmerinnen und Teilnehmer am 10. November zu einer Audienz ein. In seiner Grußadresse sagte er unter anderem, mit Rücksicht auf die Risiken der nuklearen Abschreckung müssten sowohl der Schrecken des Einsatzes der Atomwaffen als auch deren Besitz streng verurteilt werden. Diese Aussage könnte ein wichtiger Schritt zu einem gesamtchristlichen Konsens in Bezug auf eine rückhaltlose Absage an die Politik und Strategie der nuklearen Abschreckung sein. Die Kirchen in Deutschland sind aufgerufen zu prüfen und zu entscheiden, ob sie nicht verpflichtet sind, sich gemeinsam der Bewegung auf dieses Ziel hin anzuschließen. ▲

KIRCHE ALS WÄCHTERIN DES FRIEDENS



Auch zehn Jahre nach Veröffentlichung der Friedensdenkschrift ist die Frage der „ultima ratio“ in den Kirchen umstritten. Eine Schriftenreihe aus Heidelberg beleuchtet den Stand der Diskussion

Rezension von Angelika Dörfler-Dierken

Die Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) in Heidelberg besinnt sich wieder auf ihren Gründungsauftrag: die kirchliche Diskussion über die ethische Legitimität von Wiederbewaffnung und Atombomben so zu moderieren, dass es nicht zur Spaltung der deutschen evangelischen Kirchen kommt. 1959 wurde mit den Heidelberger Thesen ein Kompromiss gefunden, der bis zur EKD-Friedensdenkschrift von 2007 hielt.

Seitdem geht es evangelischer Friedensethik um den Einsatz für das von großen Teilen der ökumenischen Bewegung geteilte Leitbild „gerechter Friede“, das den Einsatz von Waffengewalt nur als Ultima Ratio zur Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung von Recht erlaubt. Deshalb wurde an der FEST mit Unterstützung der Evangelischen Seelsorge in der Bundeswehr ein vom Rat der EKD sowie von der Evangelischen Friedensarbeit geförderter interdisziplinärer Konsultationsprozess initiiert. Er soll die aktuellen friedensethischen Herausforderungen kritisch reflektieren.

Ersten Einblick in diese Diskussionen bieten zwei Broschüren zu den Themenfeldern „gerechter Friede“ und „Gewalt“: Vor dem Hintergrund neuerer exegetischer Erkenntnisse zu Gewalt und Gewaltüberwindung in Bibel und Tradition (Sarah Jäger) wird das aktuelle Gewaltverständnis der Sozialwissenschaften diskutiert (Daniel Messelken). Da rechtserhaltende Gewalt von Lutheranern und Reformierten noch immer verschieden definiert wird (Marco Hofheinz), verwundert es kaum, dass die Notwendigkeit des Einsatzes militärischer Gewalt bei Christen und Kirchen höchst umstritten ist (Ines-Jacqueline Werkner). „Orientierungswissen“ (Ines-Jacqueline Werkner, Klaus Ebeling) hilft, sich in Friedensfragen entsprechend dem neuen Leitbild (Roger Mielke) zu positionieren. Die Kategorien des individuellen wie des kirchlichen ethischen

Urteils werden ebenso analysiert (Reiner Anselm) wie die Idee, dass die evangelische Kirche sich als Wächterin des Friedens versteht (André Munzinger) und entsprechend politikberatend tätig wird (Herbert Wulf). So wird die Orientierungskraft des Leitbildes „gerechter Friede“ sichtbar (Christina Schües).

Die Autorinnen und Autoren dieser ersten beiden Sammelbände, die zu Studium und Urteilsbildung höchst kompakt und zugleich mit der nötigen Komplexität einladen, sind anerkannte Fachwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler. Der Dank an sie und an die Moderatorinnen des Konsultationsprozesses sollte sich in einer breiten Diskussion der vorgetragenen Thesen äußern. ▲



Sarah Jäger,
Ines-Jacqueline Werkner (Hrsg.):
Gewalt in der Bibel und in kirchlichen Traditionen
(Fragen zur Gewalt, Bd. 1),
Wiesbaden: VS-Verlag 2018,
127 Seiten, 14,99 Euro.



Ines-Jacqueline Werkner,
Christina Schües (Hrsg.):
Gerechter Frieden als Orientierungswissen
(Grundsatzfragen, Bd. 1), 2. Aufl.,
Wiesbaden: VS-Verlag 2018,
122 Seiten, 9,99 Euro (E-Book).

REVOLUTION DER BESONNENEN



Joachim Käppner beschreibt in „1918“, wie Skrupel, Ordnungsliebe und Bereitschaft zum Gewaltverzicht letztlich der Diktatur den Weg bahnten

Rezension von Klaus Beckmann

„Fortschritt stellt sich nicht in Warteschlangen“: Der Werbeslogan einer Onlineapotheke trifft in dem Geschichtswerk zum „Hundertsten“ des Weltkriegsendes, das der Journalist Joachim Käppner vorgelegt hat, die sachliche Mitte. „Revolution der Besonnenen“ benennt die Ambivalenz des Unterfangens, Wilhelms II. abgewirtschaftete Monarchie durch eine zur Moderne aufschließende Republik zu ersetzen. Eine „deutsche“ Revolution war es, bei der Besonnenheit die Revolution erdrosselte. Zu viel Skrupel traf auf Kräfte der Beharrung, die, um ihr historisches Versagen wohl wissend, autoritätserprobt kein Zipfelchen Macht freiwillig aus blutigen Händen ließen.

Käppner würdigt die Revolutionäre, vorzüglich die vom Krieg müden und dabei moralisch starken, disziplinierten Soldaten, mit Empathie und Detailkunde. In aller Komplexität werden Ebert, Scheidemann, Noske und andere zentral Handelnde transparent, ohne dass der Autor vor klarem historischem Urteil kniffe. Für die Traditionsdebatte der Bundeswehr interessieren die „Hamburger Punkte“. Darin reifte im Revolutionswinter ein Anliegen des Erfurter Programms der Sozialdemokraten von 1891 beinahe zur Entscheidungsoption: An den Platz des



stehenden Heeres mit seinem reaktionären Führerkorps sollte eine der Republik verbundene Volkswehr treten, die bis hin zur Wahl der Vorgesetzten demokratische Regeln übernommen hätte. Fürsprecher waren kriegserfahrene Soldaten. Sie dachten Wehrwillen von Bürgerschaftlichkeit her und erkannten, welche Gefahr der Republik von den im Grundsatz illoyalen Offizieren der alten Verbände drohte. Es wurde nichts daraus; in der Reichswehr der Weimarer Jahre triumphierte Korpsgeist über Staatstreue, und schließlich gipfelte deutscher Einordnungssinn im Einschwören des Millionenheeres der Wehrmacht auf einen einzigen Namen.

Joachim Käppner
1918 – Aufstand für die Freiheit.
Die Revolution der Besonnenen. Pieper, München 2017, 528 Seiten, 28 Euro.

Die Lektüre lohnt sich nicht allein historischem Bescheidwissen zuliebe, sondern des politischen Stachels wegen: Wer Freiheit und moderne Staatlichkeit will, muss entschlossen handeln – inklusive dessen, Gewalt als Ultima Ratio anzuwenden, tritt „ultimo“ ein. Die deutschen Revolutionäre glänzten 1918 durch Besonnenheit, Ordnungsliebe und Bereitschaft zum Gewaltverzicht – wie schon 1848, wie beim militärisch gewonnenen, politisch verspielten Sieg über Napoleon 1815. Das Inferno der NS-Diktatur folgte. Theologen nennen den unwiederbringlichen Zeitpunkt zum Handeln „Kairos“.

INNERE FUHRUNG

Soldaten der Werratalkaserne in Bad Salzungen spielen mit einem ferngesteuerten Auto (o.); Entwicklung eines Robotersystems bei der Wehrtechnischen Dienststelle der Bundeswehr in Koblenz (u.)





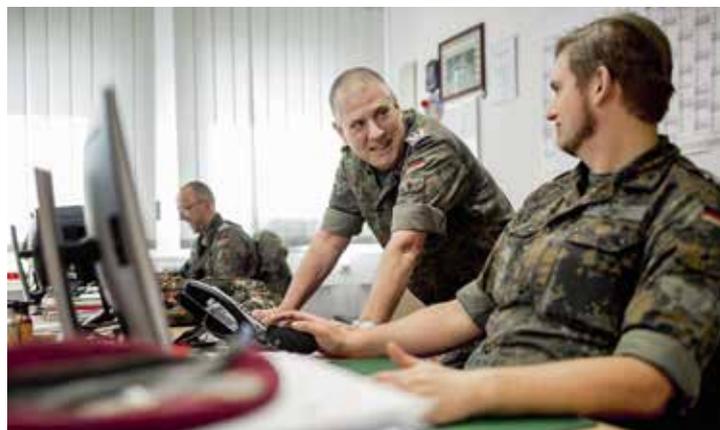
Oberstleutnant Stefan Rommerskirchen (r.) dient im Amt für Heeresentwicklung und nutzt an drei Tagen pro Woche das Homeoffice. Führen kann er trotzdem, sagt er

FÜHREN VON ZU HAUSE



Telearbeit hatte einen zweifelhaften Ruf in der Truppe. Mancher Skeptiker von einst ist mittlerweile selbst davon angetan

Von Felix Ehring





Felix Ehring
ist Redakteur von
zur sache bw. Er leitet
außerdem die Redak-
tion des JS-Magazins.

Im Jahr 2016 schrieb ein Oberst eine Eingabe an den Wehrbeauftragten wegen Telearbeit. Der Oberst hatte beantragt, künftig vier von fünf Tagen von zu Hause aus zu arbeiten. Er hatte argumentiert, seine Unterstellten seien ohnehin oft unterwegs, er könne sie auch mittels „elektronischer Medien“ führen, was sich bereits als praktikabel herausgestellt habe. Sein Antrag wurde abgelehnt. Erst nachdem sich der Oberst an den Wehrbeauftragten gewandt und dieser vermittelt hatte, fand sich ein Kompromiss: Telearbeit ja, aber nur zwei Tage pro Woche.

Der Oberst lag mit seinem Ansinnen im Trend. Immer mehr Soldaten nutzen Telearbeit. Sie dienen eine bestimmte Zeit pro Woche im Homeoffice. Im Jahr 2013 waren es nur 150 Soldaten, Ende 2016 schon 844 und 2017 schließlich 1561, darunter 732 Offiziere, 821 Unteroffiziere und gerade einmal acht Mannschaftsdienstgrade. Einer der Offiziere ist Oberstleutnant Stefan Rommerskirchen (56). Er dient als Dezernatsleiter im Amt für Heeresentwicklung in Köln und ist für etwa 20 Soldaten zuständig, von denen derzeit vier weitere ebenfalls das Homeoffice nutzen.

„Mit so einer hohen Zahl sind wir vermutlich eher die Ausnahme“, sagt Rommerskirchen. Da seine Organisationseinheit für die Nutzung und Weiterentwicklung des Systems SASPF (betriebswirtschaftliche Standardsoftware) im Heer zuständig ist und vor allem damit arbeitet, sei Telearbeit gut machbar. „Wir verbringen ohnehin die meiste Zeit vor unseren Bildschirmen. Hinzu kommt, dass bei mir zu Hause die technische Anbindung aufgrund eines Glasfaseranschlusses sogar noch stabiler und schneller ist als im Büro.“ Zu längeren Besprechungen, fachlichen Weiterbildungen und allgemeinen Ausbildungsvorhaben wie Sport oder politische Bildung kommen die Soldaten regelmäßig in der Dienststelle zusammen.

Rommerskirchen wohnt bei Mönchengladbach. Zwei Tage die Woche fährt er die 65 Kilometer pro Strecke ins Büro, die anderen drei Tage lässt er das Auto stehen und sitzt pünktlich zum Dienstbeginn im häuslichen Arbeitszimmer. „Das hat mehrere Vorteile“, sagt er. „Ich muss nicht jeden Tag die Strecke fahren und kann mich um meine über 80-jährige, verwitwete und herzkrankte Mutter kümmern, die ganz in der Nähe

wohnt und im Alltag hin und wieder Hilfe benötigt. Im Notfall wäre ich innerhalb von fünf Minuten bei ihr.“ Die fachliche Dienstaufsicht könne er problemlos auch vom heimischen Arbeitszimmer aus gewährleisten, sagt der Offizier, denn er könne am Bildschirm nachvollziehen, was die Kameraden zu welchem Zeitpunkt in den Programmen bearbeitet haben.

In Rommerskirchens Abteilung hatte vor drei Jahren zunächst ein Hauptmann Telearbeit beantragt. „Das war ein Testballon, und dann ist es gang und gäbe geworden“, erinnert sich der Oberstleutnant. Seine Unterstellten, die ebenfalls Telearbeit nutzen, haben ebenso wie er gute private Gründe dafür, wie er berichtet. Sie pflegen Angehörige, sind alleinerziehend oder haben gesundheitliche Probleme, weshalb sie nur mit Schmerzen länger Auto fahren können. Oder sie haben ihren Lebensmittelpunkt weit entfernt vom Dienstort Köln.

Manche Vorurteile halten sich zäh

Die Zentrale Dienstvorschrift A-2645/1 regelt die Telearbeit. Dort ist festgehalten, Telearbeit setze „grundsätzlich keinen besonderen Antragsgrund voraus. Anträgen von Beschäftigten mit Familienpflichten und von schwerbehinderten Menschen ist nach Maßgabe der gesetzlichen Vorgaben und ggf. hierzu ergangenen gesonderten Regelungen jedoch regelmäßig vorrangig zu entsprechen“. Vor 2016 war die Bewilligung von Telearbeit noch an besondere Gründe geknüpft, das ist Vergangenheit. Einen Anspruch auf Telearbeit haben Soldaten laut ZDv allerdings nicht.

„In Ämtern, Brigade- oder Divisionsstäben dürfte Telearbeit eigentlich und grundsätzlich kein Problem sein“, sagt Rommerskirchen. „Dienstliche Nachteile vermag ich nicht zu erkennen.“ Im Gegenteil: Es sei „absolut im Interesse aller Beteiligten“ und erleichtere den täglichen Dienst. Der Dezernatsleiter betont, dass auch im Homeoffice intensiv und konzentriert gearbeitet werde. Auf die Frage, ob das jemand bezweifle, sagt er: „Natürlich gibt es vereinzelt immer noch dieses eigentlich längst überholte Denkmuster: Der oder die arbeitet bequem von zu Hause aus.“

Eine gewisse Voreingenommenheit gegenüber Telearbeit ist auch dem Oberstleutnant Thomas Lathan

(56) nicht fremd: „Früher habe ich immer gesagt: Das kann für Soldaten nicht funktionieren“, sagt er. Denn: „Ein Uniformträger und Waffenträger – und der sitzt zu Hause am Computer, das war für mich früher unvorstellbar. Damals unterlagen Soldaten ja keiner Arbeitszeitrichtlinie und wurden quasi immer für 24 Stunden bezahlt.“

Heute denkt Lathan anders. Seit zwei Jahren nutzt er selbst das Homeoffice und hat dafür sehr gute Gründe. 2013 erkrankte der Offizier an Krebs. Die Therapie verlief bisher erfolgreich, Lathan fühlt sich gut und leistet bis auf wenige Einschränkungen Dienst. Er muss im Alltag einige Dinge anders organisieren als früher, Arztbesuche oder kleinere Arbeitspausen lassen sich für ihn dank Telearbeit bestens mit dem Dienst vereinbaren, sagt er. Danach sitzt er wieder am Bildschirm, wochentags darf er in der Zeit von 6 Uhr bis 20 Uhr arbeiten, an Samstagen von 6 Uhr bis 13 Uhr.

Diese Flexibilität kommt dem Oberstleutnant entgegen und spornt ihn an. „Durch Telearbeit kann ich mein Leben entsprechend organisieren, so wie es notwendig ist. Ich bin viel motivierter, weil ich auch abends um 19 Uhr noch etwas abarbeiten kann und dabei weiß: Danach stehe ich nicht mehr im Stau.“ Lathan telefoniert morgens kurz mit seinem Dezernatsleiter, ist tagsüber für seine Kameraden erreichbar. „Meine Ansprechpartner wissen, dass sie mich auch morgens schon vor meinem Dienstbeginn um 8 Uhr gerne anrufen können, sollte etwas anliegen.“ Dem Offizier ist wichtig, dass er etwas zurückgibt: Sein Dienstherr ist flexibel, also will es Lathan auch sein.

Immer beliebter, aber mit Grenzen

Früher pendelte der Offizier täglich von einem Dorf bei Düren nach Köln, wo er im Amt für Heeresentwicklung die Ausbildung im Bereich des Heeres auswertet und weiterentwickelt. Entweder musste er sehr früh losfahren, oder er benötigte wegen Staus oftmals 1,5 Stunden. Mittlerweile fährt er dienstags und donnerstags zwei halbe Tage zur Dienststelle, für Besprechungen und Gespräche unter vier Augen. „Manche Dinge muss man persönlich besprechen“, findet Lathan.

Er nennt es einen Glücksfall, dass die Bundeswehr Telearbeit ermöglicht, es steigere seine Motivation und habe ihn zufriedener gemacht. Und die Arbeitszeitvereinbarung für die Telearbeit regle schließlich die Präsenzzeiten am Dienort sowie zu Hause am Rechner.

Oberstleutnant Lathan hat ein generelles Umdenken bei seinen Kameraden festgestellt. Er höre niemanden mehr negativ über Telearbeit reden. Das frühere Klischee vom unmotivierten Soldaten, der sich am heimischen Schreibtisch ausruhen wolle, habe sich aufgrund der positiven Erfahrungen im dienstlichen Alltag verflüchtigt. „Früher dachte der eine oder andere Vorgesetzte sicherlich: ‚Telearbeit? Dann meldet sich der Soldat ja gar nicht bei mir ab!‘“, sagt Lathan. „Aber unsere Armee zeichnet das Führen mit Auftrag aus.“ Telearbeit passe, wo sie möglich sei, durchaus zu diesem Konzept.



Der heimische Arbeitsplatz von Oberstleutnant Rommerskirchen. Seine herzkranken Mutter wohnt in der Nähe, im Notfall ist er schnell bei ihr

Überall funktioniert Telearbeit jedoch nicht, jedenfalls noch nicht. Das verdeutlicht auch die Zentrale Dienstvorschrift. Telearbeit setze ein „geeignetes Aufgabengebiet“ voraus. Dazu zählen laut Vorschrift IT-basierte Tätigkeiten, Aufgaben, die „eigenverantwortlich und mit eigener Terminplanung erledigt werden können“ und eine bestimmte Sicherheitsstufe nicht überschreiten

Auch Oberstleutnant Rommerskirchen findet, bestimmte Dienstposten seien für Telearbeit ungeeignet: alles, was nah an der Truppe ist, etwa Bataillonskommandeur oder Kompaniechef – „das geht in der Regel nicht von zu Hause aus“, meint der Offizier. Auch bei seiner Tätigkeit sieht er Grenzen: „Sollte ich eines Tages zum stellvertretenden Brigadekommandeur befördert werden, dann geht das auch nicht mehr. Ab Oberstleutnant finden Sie Telearbeit äußerst selten.“ Das deckt sich mit dieser Recherche. Die meisten Offiziere, die Telearbeit nutzen, haben Dienstgrade bis Major. Dank Telearbeit können sie besser für ihre Kinder sorgen, können eher für sie da sein – und schaffen gleichzeitig mehr Arbeit als mit einem täglichen Dienstweg.

Der Wehrbeauftragte schrieb bereits im Jahresbericht für das Jahr 2016 und mit Verweis auf die Eingabe des Obersts, der sich seine zwei Tage Telearbeit erkämpfen musste, Telearbeit sei „ein wertvolles Instrument zur besseren Vereinbarkeit von Familien- beziehungsweise Privatleben und Dienst“. Spannend ist die Frage, ob in einigen Jahren auch mehr und mehr höhere Offiziere die Telearbeit für sich entdecken werden. Führen vom Bildschirm und vom Telefon aus? In manchen Bereichen scheint das bereits heute kein Problem mehr zu sein. Und mit der zunehmenden Digitalisierung der Arbeitswelt, die (mit Verzögerung) auch die Kasernen erreicht, werden Führungsqualitäten vermutlich immer weniger eine Frage der Anwesenheit sein.

Das Bundesverteidigungsministerium rechnet damit, dass bis zum Jahr 2021 bis zu 12 000 Telearbeitsplätze eingerichtet sind. ▲

ARMEE OHNE PATHOS UND FETISCH



**Das „Jahrbuch Innere Führung 2017“ ist
ein Wegweiser für unsichere Zeiten**

Rezension von Roger Töpelmann

Die Bundeswehr und ihre Krisen – im Jahrbuch 2017 finden sie ein objektives Spiegelbild. Dass bei der Verteidigung Europas Russland mit seinen vielfältigen Beziehungen zum Westen eine hohe Bedeutung hat, macht Klaus Wittmann transparent. Er war an der Transformation der Nato im Internationalen Militärstab Brüssel beteiligt. In Russland gilt es, ein „neues Denken“ zu befördern, das zu mehr kooperativer statt konfrontativer Sicherheit führt. Der General a. D. plädiert für einen Erhalt des Nato-Russland-Rates, um Vertrauensbildung und nukleare Rüstungskontrolle zu stärken.

Zur aktuellen Diskussion im Kompendium gehört die heikle Frage, ob die Bundeswehr an sich verteidigungsfähig ist. Politikwissenschaftler Martin Sebaldt hat ein klares Urteil: Die deutschen Streitkräfte können den Auftrag des Grundgesetzes zur Landesverteidigung nicht mehr erfüllen. Friedensmissionen, militärische Interventionen und Leistungen beim Wiederaufbau staatlicher Ordnungen wie in Mali verschleißen die Kräfte der Armee. Vor allem aber fehlt jegliche personelle Reserve. Ein Hintergrund ist, dass die Bundeswehr aus der Gesellschaft verschwindet. Sebaldts Befund über das Weißbuch 2016 der Bundesregierung ist vernichtend. Obwohl man das auch anders sehen kann, hat er in einem recht: Politik und Gesellschaft meiden nicht selten ein klares Bekenntnis zur Bundeswehr.



Uwe Hartmann / Claus von Rosen (Hrsg.): **Jahrbuch Innere Führung 2017.** Die Wiederkehr der Verteidigung in Europa und die Zukunft der Bundeswehr. Miles-Verlag, Berlin 2017, 320 Seiten, 24,80 Euro.

Angelika Dörfler-Dierken (ZMS Potsdam) macht darauf aufmerksam, dass es der Erziehung in der Bundeswehr, gerade in der Elite-Ausbildung, an ethischer Substanz mangelt. Mannschaften und Unteroffiziere – oft unter 25 Jahre alt – werden in der Vermittlung von Softskills nicht im gewünschten Maß erreicht. Es ist angeraten, den Blick für Verletzungen der Menschenwürde zu schärfen und die Soldaten zu ermuntern, ihr soldatisches Selbstbild und ihr Berufsethos zu prüfen. Die Theologin wünscht sich angesichts von Kameraderie, Gruppendruck und militärischer Leistungsorientierung ein Mitdenken und Nachfragen, das sie mit dem Motto „Querulantismus fördern“ beschreibt.

Die Innere Führung muss weiterentwickelt werden: Das ist Anliegen mehrerer Autoren. Es soll eine Armee ohne Pathos und Fetisch sein, aber mit Ethos, den Prinzipien des Grundgesetzes, Europas und der Nato verbunden, wie Donald Abenheim referiert. Gustav Lünenborg fragt, ob „Innere Führung“ nicht durch „Bundeswehr in Staat und Gesellschaft“ ersetzt werden könne.

Eine liebenswerte Tradition in Jahrbüchern schließt den Band ab: Mit fünf Buchrezensionen ist eine Balance gehalten zwischen Tradition, Innerer Führung und neuen Strategien. Der Untertitel des rezensierten Buches von Carlo Strenger könnte auch für das Jahrbuch gelten: Ein Wegweiser für unsichere Zeiten. ▲

DER KLUGE SOLDAT



Uwe Hartmann liefert die fällige Neubegründung des Leitbilds vom „Staatsbürger in Uniform“

Rezension von Klaus Naumann

Immer wieder wird betont, die militärhandwerklichen Fähigkeiten füllten den Soldatenberuf nicht aus. Aber was ist dieses Mehr, das hinzutreten muss? Uwe Hartmann, Oberst in der Führung des Heeres und ausgewiesener militärpolitischer und -pädagogischer Autor, hat dem Thema ein streitbares, knappes und gut lesbares Bändchen gewidmet. Im Mittelpunkt steht die zeitgemäße Gestalt des Staatsbürgers in Uniform. Für sein Vorhaben findet Hartmann Unterstützung bei Clausewitz, der den Soldaten zur Ausbildung von „Klugheit“ und „Urteilstakt“ anhielt. Erst diese Fähigkeiten weisen den „zeitlosen soldatischen Tugenden“ ihren Stellenwert zu. Warum?

Wenn der Krieg die „Fortsetzung der Politik“ und diese die „praktische Intelligenz“ der Kriegführung ist, dann steht der Soldat letztlich in einem unmittelbaren dialogischen, partnerschaftlichen und treuhänderischen Verhältnis zur Politik. Das hat Folgen für die militärische Professionalität; sie ist ohne Bezug auf Recht, Ethik und Politik nicht sinnvoll denkbar. Mit einem interessanten ideengeschichtlichen Ausflug, der vom griechischen Philosophen Plato bis zu Luther führt, kann Hartmann diese These gut veranschaulichen.

Das ist schon brisant genug. Richtig spannend aber wird es, wenn der Autor sich die Dienstvorschrift zur Inneren Führung und den neuen Traditionserlass



vornimmt. Das Leitbild des Staatsbürgers in Uniform werde „zerstückelt“, klagt Hartmann: Viel sei von Rechten die Rede, weniger von Mitverantwortung, Beteiligung, Partnerschaft. Die strategische Dimension bleibe ausgeklammert. Im Regelwerk der Vorschrift werde die Innere Führung zu einem „Übersubjekt“ personalisiert, der Soldat zu ihrem Anhängsel. De facto unterstütze die Vorschrift das Rückversicherungsdenken und die „Verantwortungsdiffusion“ in den Streitkräften. Den „gebildeten Soldaten“ als Leitfigur suche man vergebens.

Diese Militärtradition finde man auch in den neuen Richtlinien nicht wieder. Fragen des modernen Konflikt- und Kriegsbildes und der strategischen Herausforderungen werden nicht angesprochen. Dass Militärs immer (und oft zu wenig) ihren Beitrag zur Ausgestaltung der zivil-militärischen Beziehungen geleistet haben, wird gar nicht erst mit dem Rang der Traditionswürdigkeit versehen.

Erfahrungsberichte aus den Einsätzen beschließen den Band mit dem Befund, dass „Ersatztugenden“ umso mehr in den Vordergrund drängen, je weniger Klugheit und Urteilskraft nachgefragt werden.

Uwe Hartmann hat eine Streitschrift im besten Sinne geliefert. Sie zwingt dazu, das entscheidende Mehr, das den guten Soldaten ausmacht, endlich wieder in den Mittelpunkt zu rücken. ▲

Uwe Hartmann,
Der gute Soldat.
Politische Kultur und soldatisches Selbstverständnis heute. Miles Verlag. Reihe Standpunkte und Orientierungen, Bd. 10., Berlin 2018. 168 Seiten, 9,80 Euro.

GLAUBENS- FRAGEN



Muslimische Frauen beim Gebet in der Sehlik-Moschee
in Berlin (o.); Frauen bei einer christlich-orthodoxen Zeremonie
während des Apfelfestes in einem Dorf in Weißrussland



„DANN GEHT ES MIR BESSER“



Im Auslandseinsatz folgt das Leben anderen Wegen als zu Hause. Das hat Auswirkungen auf die persönliche Frömmigkeit

Von Michael Rohde



Symbole des Glaubens geben
Soldaten im Auslandseinsatz Halt

Die „Christliche Frömmigkeit im Einsatz“ ist ein weites Feld, geht es doch darum, die verschiedensten Frömmigkeitsformen, das Erleben und Leben von Frömmigkeit von höchst unterschiedlich sozialisierten Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr, die zudem zu meist in internationalen Missionen an zahlreichen Orten in der Welt zwischen vier Wochen und zwölf Monate eingesetzt sind, zu beschreiben.

In diesem Beitrag wird Frömmigkeit als Lebenspraxis des christlichen Glaubens verwendet, und zwar in der größten denkbaren Breite, um auch möglichst die im Einsatz häufig auftretenden Randbereiche mit erfassen zu können.

Formen der Frömmigkeit im Einsatz

Exemplarisch sollen an dieser Stelle besondere Formen der Frömmigkeit der Soldatinnen und Soldaten im Einsatz wiedergegeben werden, deskriptiv, weder mit Anspruch auf Vollständigkeit oder Richtigkeit; soll es doch hier darum gehen, Einblicke in die Lebenswirklichkeit zu erhalten.

„Maskottchen“, „Aberglaube“ oder Frömmigkeit

In Hauptkampfzeiten suchen Soldatinnen und Soldaten besonders nach Halt. Exemplarisch ist eine Szene während eines Fluges in einem CH-53 von Masar-i Scharif in einen der Hotspots in Nordafghanistan, den OP North. Ebenfalls in voller Schutzausstattung zwischen den Soldaten sitzend, stellt ein dem Verfasser nicht bekannter Soldat kurz vor dem Start während der Begrüßung fest: „Na, Herr Pfarrer, wenn Sie jetzt mit im Hubschrauber sitzen, kann uns ja nichts mehr passieren!“

Segen für das Kreuz: Konkretisierungen

„Können Sie bitte kurz dieses Kreuz hier segnen?“ – „Nein, aber wir können gemeinsam für Sie um Gottes Segen bitten!“ – „Das ist auch gut. Dann geht es mir besser und ich fühle mich sicher!“ Fragen und Aussagen, die in solchen Situationen sehr konkret werden, wo „theologische Wahrheiten“ als Antworten oft nicht ausreichen.

Gedanken zu Leben und Tod

„Für den Fall einer Entführung durch die Taliban hatte ich ‚Von guten Mächten wunderbar geborgen‘ auswendig gelernt, damit ich, wenn es schlimm wird, ich vielleicht geköpft werde oder so, nicht allein bin“, erzählt eine Ärztin der Bundeswehr über ihre Vorbereitungen auf den Ernstfall.

Engel und andere Give-aways

Überaus beliebt als Give-aways sind drei Artikel, die von großem religiösem Interesse zeugen: kleine Bronzeengel¹, die „Lebensworte“², eine Zusammenfassung der wichtigsten Texte der Bibel, und das relativ neue Gebet- und Gesangbuch für Soldatinnen und Soldaten, die „Lebensrhythmen“³.

Konfrontation mit der eigenen Spiritualität/Exegese

Vor allem wenn Soldatinnen und Soldaten an Leib und / oder Seele verwundet worden sind oder getötet wurden, entstehen psychologisch höchst verständliche Rachegefühle, die dann zum Teil zwar nicht exegetisch korrekt, aber dennoch massiv vertreten und theologisch angeführt werden. Wichtig ist, die Gefühle und den Wunsch nach Rache nicht zu tabuisieren, sondern ihn aussprechbar zu machen und explizit theologisch zu erörtern.



Militärdekan ThDr. Michael Rohde leitet das Evangelische Militärpfarramt Hamburg I.

¹ Vgl. hierzu M. Gmelch, Soldatenfamilien im Stress, S. 33, in: Gmelch, M. u. a. (Hg.), Soldatenfamilien im Stress, Würzburg 2014, S. 17–66.

² Deutsche Bibelgesellschaft, Lebensworte, Stuttgart 2015.

³ Ev. Kirchenamt für die Bundeswehr, Lebensrhythmen. Evangelisches Gesang- und Gebetbuch für Soldatinnen und Soldaten, Berlin 2013.

Ethische Herausforderungen

Besonders herausfordernd sind die Fragestellungen für den einzelnen Soldaten oder die einzelne Soldatin in den Grenzbereichen, wenn es um das aktive und nicht nur durch direkte Notwehrsituationen induzierte Töten oder bewusste Verwunden oder „Bekämpfen“ von Gegnern geht. Die Legitimation dieser Handlungen ist besonders bei religiös geprägten Soldaten, die die zum Teil an anderer Stelle beschriebenen simplifizierenden und undifferenzierten Argumentationsketten für sich nicht als stimmig verstehen, gegenüber ihrem

rituelle Phänomene wahr- und ernst genommen werden, wenn sie nicht ohne Weiteres den herkömmlichen christlichen oder konfessionellen Erwartungen entsprechen.“⁵

**Mögliche Gründe
für Unterschiede in
der gelebten
Frömmigkeit im
Auslandseinsatz und
zu Hause**

Im Einsatz haben viele Soldaten mehr frei einzuteilende Zeit, die ein intensiveres Leben der eigenen religiösen Bedürfnisse ermöglicht, u. a.:

Überlässt man den Kontakt zur Heimatgemeinde in Deutschland dem Zufall oder der Eigeninitiative oder findet man strukturiertere Lösungen?

eigenen Gewissen und ihrer religiösen Überzeugung schwierig.

Zwischenfazit

„Um solchen Ausdrucksformen moderner Frömmigkeit nachzugehen, muss man einen Spagat zwischen dem, was der Ausdruck heute kritisch bezeichnet, und dem, worauf er der Sache nach zielt, zwischen den religiösen und den säkularen Ausdrucksformen von Frömmigkeit vollziehen.“⁴ Tatsächlich muss hier großer Wert darauf gelegt werden, dass vermeintlich „abergläubische“ und nicht mit der vorherrschenden theologischen Lehrmeinung vereinbare Gedanken, Bitten und Bedürfnisse nicht als ablehnens- oder zumindest nicht förderungswert abgetan werden dürfen. Die Individualität des Glaubens und religiösen Erlebens steht im Mittelpunkt. Dabei sollten „die Erscheinungsformen moderner Frömmigkeit ... auch dann als Frömmigkeit, als spi-

- ▶ Institutionalisierte Austauschmöglichkeiten mit anderen Gleichgesinnten zum Beispiel bei und nach den Angeboten der Militärseelsorge.
- ▶ Man nimmt sich mehr Zeit für kirchliche Angebote bzw. zur eigenen Besinnung, ohne unter dem „Zeitdruck“ einer eventuell anders religiös sozialisierten Familie zu stehen.
- ▶ Gottesdienste etc. werden zum Teil des Wochenrituals, das den Alltag unterbricht.
- ▶ Durch häufigere, institutionalisierte Begegnungen zwischen Militärseelsorgerinnen und Militärseelsorgern und Soldatinnen und Soldaten, z. B. beim Essen, beim Sport, beim Wäsche-Wegbringen, auf gemeinsamen, zum Teil sehr langen Wegen in den Einsatz oder im Einsatz selbst entstehen längere Gespräche über Amtshandlungen und über andere religiöse Themen.⁶

Gleiches gilt für die im Einsatz bestehende Möglichkeit für Soldatinnen und Soldaten, sich aktiv ins Leben der „Gemeinde auf Zeit“ einzubringen, gut evangeliumsgemäß mit sehr unterschiedlichen Begabungen, einer sehr unterschiedlich definierten Motivation, einer höchst differenzierten Religiosität und Frömmigkeit und einem variablen Zeitansatz. Unter den besonderen Einsatzbedingungen werden spezielle Gottesdienstformen angeboten, die primär als niederschwellig zu bezeichnen sind.

Besondere Bedingungen im Auslandseinsatz

Häufig wird eine individuelle Begleitung in komplexen, regelmäßig abwesenheitsbedingten Lebenssituationen, nachgefragt, Gleiches gilt für die Begleitung bei Sterbefällen und schweren Krankheiten im Heimatland. Viele Soldatinnen und Soldaten beginnen im Einsatz ein diakonisches Engagement durch Übersendung von Carepaketen und Ähnliches für die einheimische Bevölkerung, zum Beispiel durch Veranlassung solcher Pakete aus dem privaten Bereich bis hin zu größer angelegten Solidaritätsaktionen im Camp oder in Deutschland.

Viele einsatzspezifische Situationen, die mit der Anwendung oder dem Ausgesetztsein von Gewalt zu tun haben, provozieren die Frage nach Schuld und Vergebung; diese Fragestellung wird besonders dann auch aus theologischer Sicht für die Militärseelsorgerinnen und Militärseelsorger herausfordernd, wenn diese Fragen von Menschen ohne primär erkennbaren religiösen Hintergrund gestellt werden.

Die Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit, das Erleben von Tod und Verwundung von Kameradinnen und Kameraden auch im internationalen Kontext, geht den

meisten Soldatinnen und Soldaten sehr nah: Not lehrt Beten, Ähnliches gilt für die Konfrontation mit Not und Elend der einheimischen Bevölkerung. Wichtige Aufgabe der Seelsorge ist hier das Vermitteln der reformatorischen Grunderkenntnis und Gewissheit an die fragenden Soldatinnen und Soldaten, von Gott angenommen zu sein, trotz und wegen der gemachten Erfahrungen. Dabei ist jegliche Bagatellisierung und natürlich auch jede Heroisierung zu vermeiden.

Soldatinnen und Soldaten leben ihre Frömmigkeit an sehr unterschiedlichen Orten: in ihrem Container / Zelt / ihrer Kammer an Bord, an dafür eingerichteten Orten wie Kapellen oder Andachtszelten, im Ehrenhain, an Gedenkorten, in Räumen der Stille, an abgeschirmten Orten (z. B. den sogenannten OASEN), an selbst gestalteten Orten, auf Bergen sowie an bestimmten Orten auf Schiffen. Häufig fungieren diese Zufluchtsorte außerhalb der eigentlichen Einheiten als Rückzugsorte.

Herausforderungen für die Militärseelsorge

Meiner Einschätzung nach ergeben sich besonders folgende Herausforderungen für die Militärseelsorge:

1. Es gilt, die von Wolfgang Huber beschriebene Predigtnot der heutigen Zeit zu überwinden, es sei „in Entscheidendem eine Sprachnot“⁷, die es schwer mache, das Evangelium auch Menschen zu verkünden, die z. T. nicht mehr religiös gebildet sind. Hier gilt es, geprägte und wichtige Begriffe, teilweise alte Terminologien in heute verständliche Worte und Kontexte zu übersetzen, ohne sie dabei zu entmystifizieren, und ihr Faszinosum beizubehalten.⁸

2. Der Anteil der in Ostdeutschland religiös sozialisierten oder eben auch nicht sozialisierten Soldatinnen und Soldaten

steigt, das heißt, die Möglichkeit des „Imitationslernens“ wird immer geringer werden, so dass sich die Frage stellt, welche „Informationsveranstaltungen“ oder „Fortbildungen“ angeboten werden müssen.

3. Wichtig ist es, Orte zur Ausübung der „öffentlichen“ und „privaten“ Frömmigkeit zur Verfügung zu stellen, die möglichst auch dem öffentlichen Zugriff im Sinne von ständiger Einsehbarkeit entzogen sind.

4. Es handelt sich um eine Gemeinde auf Zeit, bei der man behutsam die zum Teil oben beschriebenen Suchbewegungen möglichst vorurteilsfrei und wertschätzend mitgehen kann und Menschen begleitet, die in einer vermeintlich postreligiösen Gesellschaft und höchst individuell ihr Bedürfnis nach Religiosität leben.⁹

5. Überlässt man den Kontakt zur Heimatgemeinde in Deutschland dem Zufall oder der Eigeninitiative des Soldaten oder der Soldatin oder findet man strukturiertere Lösungen?

6. Schon seit ihrer Gründung ist die Militärseelsorge auf dem schmalen Grat zwischen staatlichem Handeln und kirchlicher Aufsicht unterwegs. Künftig wird es wichtiger denn je sein, die eigenen Angebote auch so vor allem gegenüber Vorgesetzten kommunizieren zu können, dass der Auftrag deutlich wird.

Schlusswort

Nach den vielfältigen Erfahrungen lässt sich Militärseelsorge als ein System beschreiben, in dem sich die Entwicklung von individueller Religiosität und die Integration von religiös weniger geprägten Menschen im Vergleich zur Zivilkirche zeitlich früher identifizieren lassen und Reaktionsmöglichkeiten darauf erprobt werden; immer im vollen Respekt der vollständigen religiösen Selbstbestimmung des Gegenübers. ▲

⁴ Hölcher, L., *Protestantische Frömmigkeit in Deutschland – zwischen Reformation und säkularer Gesellschaft*, S. 99, Blumenberg Vorlesungen 1, Freiburg 2017.

⁵ Osthövener, C.-D., *Erscheinungsformen*, S. 150, in: A. Kubik (Hg.), *Protestantismus–Aufklärung–Frömmigkeit. Historische, systematische und praktisch-theologische Zugänge*, Göttingen 2011, S.133–152.

⁶ Vgl. dazu U. Wagner-Rau, *Auseinandersetzung*, S. 263f., in: A. Kubik (Hg.), *Protestantismus–Aufklärung–Frömmigkeit. Historische, systematische und praktisch-theologische Zugänge*, Göttingen 2011, S. 263–271.

⁷ Huber, W., *Unsere Unsicherheit bei der Verkündigung*, Tagung für Pfarrer und Vikare in Bad Boll am 12. Januar 1968.

⁸ Vgl. dazu F. Wintzner, *Art. Frömmigkeit III*, S. 685, Z.9ff. in: TRE 11, Berlin 1983, S. 683–688.

⁹ Vgl. dazu auch G. Pickel, *Religionssoziologie*, S. 348 & S. 354, Wiesbaden 2011.

KIRCHE UNTER DEN SOLDATEN

Die Nikolaus-Kapelle in der Marineschule Flensburg-Mürwik
Von Ernst Raunig



Fensterbild und Ölgemälde erzählen vom Überleben auf See

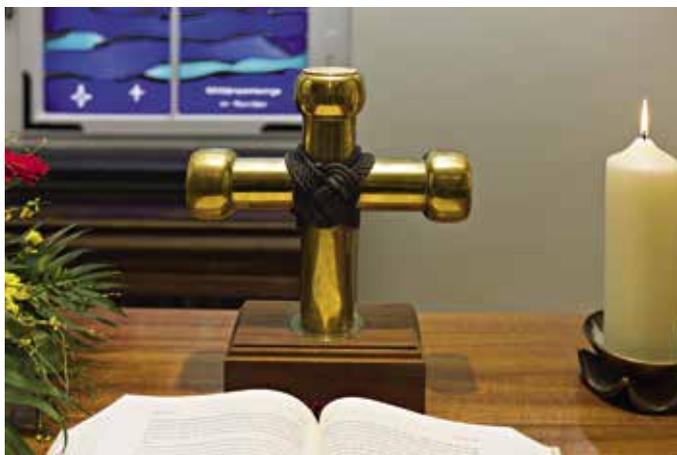
In Mürwik werden die Offiziere der Marine ausgebildet



Zwischen zwei Lehrsälen im Fachbereich Nautik, wo der Offiziersnachwuchs lernt, wie man sich auf dem Wasser orientiert, öffnet sich die Kapelle. Durch die offene Tür scheint farbiges Licht in einem angenehmen Blau. Die Arche Noah umspannt die beiden großen Fenster und verbindet sie miteinander. Das Rettungsboot aus der Bibel hat schon auf dem Berg Ararat aufgesetzt, und doch umspülen den Rumpf noch die hohen Wogen der Sintflut. Das Bild nimmt den ganzen Erzählstrang auf – keine Momentaufnahme – und so schwebt über der Arche die Taube mit dem Ölzweig. Als Zeichen für den Neuanfang und den Bund Gottes mit den Menschen scheint durch die Wolken bereits der Regenbogen auf. Er bildet die Brücke über das gesamte dreiteilige Kunstwerk. Noah ist nicht an Bord zu entdecken, und so mag sich der Betrachter selbst in die Arche hinein-denken. Ein kleiner roter Fisch weist vielleicht darauf hin, dass auch Christen an dieser Bewahrungsgeschichte Israels durch den Juden Jesus Anteil haben dürfen.

Von den Fenstern gleitet der Blick auf den Altar – einem geöffneten Bootsrumpf nachgebildet. Im Bootshafen der Marineschule fertigten die Bootsbauer dieses Symbol für die Gemeinschaft der Menschen untereinander und mit Gott. Das Kreuz hat die Form eines Pollers, an dem Schiffe festmachen. Aus einer massiven Messingwelle gedreht, steht es für die stützende Kraft, die von Gott kommt. In seinem Zentrum ein Kreuzknoten: ein Halt, selbst in Gefahr. Die Basis bildet ein altes Stück Planke: sicherer Boden unter den Füßen mitten auf dem Meer.

Das Messingkreuz auf dem Altar wiegt gut 17 Kilogramm



Ein alter Kompass dient als Leseputz und Kanzel. Ursprünglich als Hilfe zur Orientierung in den Weiten des Meeres gebaut, ist er Symbol dafür, wie Gottes Wort Richtung und Weg gibt. Wofür es sich einzusetzen lohnt, zeigt das Gemälde von Carl Saltzman (1874–1923): „Gefunden!“ Darauf ist die Rettung eines Schiffbrüchigen zu sehen. Die Bootsbesatzung, die zusammenhält und sich für andere einsetzt – eine maritime Botschaft über den Auftrag von Gemeinde und Kirche. Osterkerze und Taufstein an der hinteren Wand zeigen die Hoffnung auf die Auferstehung und das ewige Leben an, das Jesus Christus eröffnet und an dem die Taufe Anteil gibt. Wieder in der Vorhalle angelangt, gleitet der Blick noch einmal zurück in die Nikolauskapelle und entdeckt an der Eingangstür die Bronze-Ikone von Nikolaus, dem Schutzpatron der Seefahrer. Neben der Tür steht draußen ein Dalben: ein Pfahl aus dem Hafen, der einlädt, hier festzumachen bei Gottesdiensten, Andachten und Auszeiten, aber auch einfach nur, um wieder zu sich zu kommen – und zu Gott. ▲

Impressum



Im Auftrag des Evangelischen Militärbischofs herausgegeben von Professor Dr. Arnulf von Scheliha, Universität Münster; Professor Dr. Friedrich Lohmann, Universität der Bundeswehr München; Dr. Frank Hofmann, Andere Zeiten e. V.

Mitarbeitende dieser Ausgabe:

Dirk Ackermann, Ute Frevert, Klaas Huizing, Friederike Lübke, Peter-Philipp Schmitt, Arnulf von Scheliha, Walter Linkmann, Eileen Simonow, Niklas Peuckmann, Bernhard Irrgang, Armin Staigis, Heinz-Günther Stobbe, Angelika Dörfler-Dierken, Klaus Beckmann, Roger Töpelmann, Klaus Naumann, Michael Rohde, Ernst Raunig

Redaktion:

Dirk Ackermann (Chefredakteur), Walter Linkmann, Martin Middendorf, Florian Siebeck, Felix Ehring

Redaktionsanschrift:

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Telefon: 030 310181-123

Internet:

www.militaerseelsorge.de

E-Mail:

militaerseelsorge@ekd.de

Beirat für die Redaktion:

Jochen Bohn, Veronika Drews-Galle, Anne Peters-Rahn, Jobst Reller, Marcus Schaper, Hartwig von Schubert

Realisierung:

Gemeinschaftswerk der Ev. Publizistik gGmbH
Abteilung Printprodukte, Leitung: Ursula Ott
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main
Bildredaktion: Caterina Pohl-Heuser
Gestaltung und Satz: Lukas Fiala

Druck:

Strube Druck & Medien OHG,
Stimmerswiesen 3, 34587 Felsberg

Verlag:

Evangelische Verlagsanstalt Leipzig,
Blumenstraße 76, 04155 Leipzig

Vertrieb:

Gemeinschaftswerk der Ev. Publizistik gGmbH
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main
Martin Amberg, Telefon: 069 580 98-223
E-Mail: mamberg@gep.de

Erscheinungsweise:

Zweimal jährlich

ISSN: 1869-4497



Bildnachweise

Titel: Photocase, misterQM / S. 5 Reuters, Jean-Paul Pelissier / S. 7 imago, Itar-Tass; Fotofinder, Caro / S. 8 akg-images / S. 11 picture alliance, akg-images / S. 13 picture alliance, Everett Collection / S. 17 Getty, Imagno, Austrian Archives / S. 18–19 Getty, The Asahi Shimbun; picture alliance, CPA Media Co. Ltd / S. 21 picture alliance, A. Heimken / S. 23 Corps Makaria / S. 24–25 Lene Münch Fotografie Berlin / S. 28 Interfoto, Groth-Schmachtenberger / S. 30 epd-bild, R. Oettel; Jastrow/https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/ae/Aristotle_Altemps_Inv8575.jpg / S. 32 picture alliance, Universität der Bundeswehr / S. 35 Bundeswehr, Tom Twardy / S. 36 Screenshot: Mighty Mo – DANKE (Official Video), Gebrüder King / S. 39 Reuters, J. Ernst; picture alliance, Jon Gambrell / S. 40–41 Bundeswehr, A. Bienert / S. 42 Getty, S. Stankovic / S. 45 Reuters, L. Marin / S. 47 picture alliance, Valentina Petrova / S. 49 picture alliance, G. Forster; picture alliance, Kay Nteffeld / S. 50 Science Photo Library, Jim West / S. 54 Science Photo Library, Los Alamos National Laboratory / S. 56 Ostkreuz, E. Eichhöfer; laif, J. Gläser / S. 58–59 T. Schmlügen Fotografie / S. 60 privat / S. 63 ddp images, B. Stadler; Getty, M. Kanashkevich / S. 64 picture alliance, B. Pedersen / S. 68 – 69 Militärsorge, W. Linkmann / S. 70 Fotofinder, Aris / Rücktitel sabalau-danna.de / Nicht genannte Autorenfotos: Archiv



Romeo und Julia liebten sich, doch die Feindschaft ihrer Familien wurde ihnen zum Verhängnis, hier eine Szene des Stücks am Maxim-Gorki-Theater Berlin (2009). Ehrenmänner und Familienehre führen bis heute in menschliche Abgründe und Tragödien. Der französische Offizier und spätere Priester Charles Eugène Vicomte de Foucauld (1858–1916) schrieb zwar: „Die Liebe vermag alles.“ Doch die Ehre kann ihr im Weg stehen.



Klaus-Rüdiger Mai

Dr. phil., Jahrgang 1963, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er verfasst historische Romane und Sachbücher sowie zeitpolitische Essays. Sein Spezialgebiet ist die europäische Geschichte.



Kirche ohne Glauben?

„Nie war Kirche notwendiger als heute, nie war sie weniger vorhanden als heute.“ sagt der bekannte Schriftsteller Klaus-Rüdiger Mai. In seinem leidenschaftlichen Essay zeigt er Fehlentwicklungen in der evangelischen Kirche auf, aber auch Chancen von Kirche, und ermuntert zur freien Debatte ohne ideologische Scheuklappen.

Dieses Buch soll einen Anstoß zur Diskussion über den künftigen Weg der evangelischen Kirche in Deutschland geben.

Klaus-Rüdiger Mai
GEHT DER KIRCHE DER GLAUBE AUS?
Eine Streitschrift

192 Seiten | Klappenbroschur
ISBN 978-3-374-05305-6 € 15,00 [D]



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

www.eva-leipzig.de

facebook.com/eva.leipzig



Bestell-Telefon 0341 7114144 · Fax 0341 7114150 · shop@eva-leipzig.de

Das Thema der nächsten Ausgabe



Kriegswirtschaft – Wirtschaftskriege

Schon der Dichter wusste: Manche handeln mit Käse, andere mit Blei – Kluge mit beidem. Im neuen Heft geht es um Gewalt und Geld. Sicherheit kostet Geld: Der Kalte Krieg wurde ökonomisch verloren. Sicherheit bringt Geld: Wo ausgegeben wird, wird auch verdient. Reichtum ermöglicht Sicherheit: vom Vorhängeschloss bis zur Grenzschutzagentur. Reichtum bedeutet Unsicherheit: Asymmetrien sind Konflikttreiber. Viele Themen, viele Fallstricke. Wer über den Zusammenhang von nationalem Wohlstand und militärischen Interessen redet, muss seine Worte wägen.